BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geschichte vom Kaiser Octavianus, welcher sein Ehgemahl und seine zwei Sö
hne in das Elend geschickt und endlich wieder gefunden hat

Leipzig [1838]

P.o.germ. 1528 c-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122172-6

P.o.germ.
1528
C-16

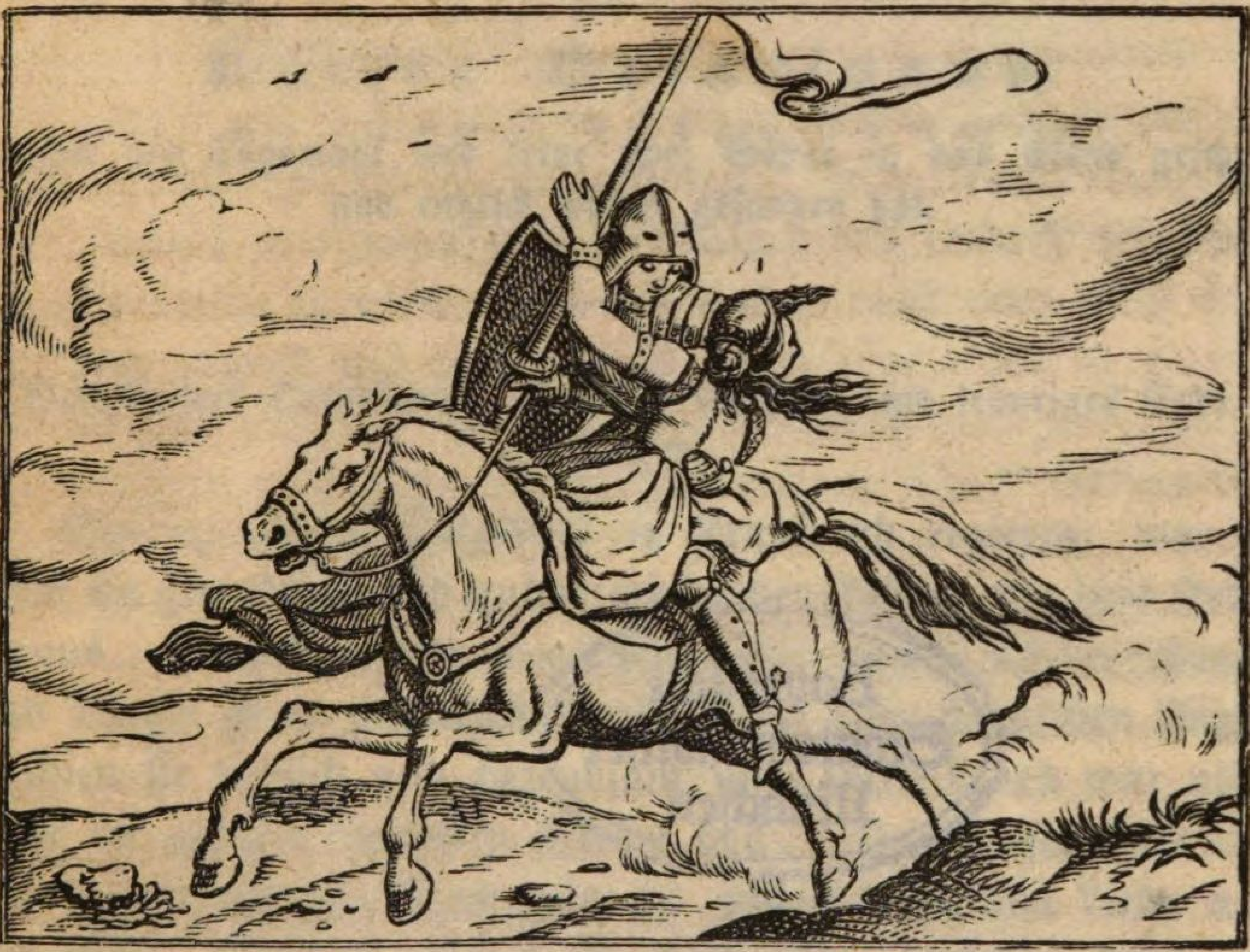
P. o. germ.
1528 c/6

P. o. germ. 1528 c
Volksbücher

Volksbücher.

6.

Herausgegeben von G. O. Marbach.



Geschichte
vom
Kaiser Octavianus,
welcher sein Ehgemahl und seine zwei Söhne in das Elend geschickt und endlich wieder gefunden hat.

Leipzig, bei Otto Wigand.

= Sto. 28.7.42
351 A

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Geschichte
vom
Kaiser Octavianus,
welcher sein Ehgemahl und seine zwei Söhne in das Elend geschickt und endlich wieder gefunden hat.

Des Kaisers Octavianus glücklicher Ehestand und trauriges Ende desselben.

Als der König Dagobert in Frankreich regierte, war zu Rom ein gewaltiger und unüberwindlicher Kaiser, der hieß Octavianus. Derselbe hatte eine Gemahlin, welche als die schönste und klügste Frau gepriesen wurde. In aller Menschen Augen erschien sie lieblich und tugendsam und ihres Lobes war alles Volk im ganzen römischen Reiche voll. Der Kaiser lebte mit seiner vortrefflichen Gemahlin in außerordentlicher Liebe und Einigkeit. Dennoch waren sie nicht ganz glücklich, denn der Himmel hatte ihre Ehe mit keinen Kindern gesegnet, und obschon der Kaiser seiner schönen Gemahlin darüber keine Vorwürfe machte, so waren doch Beide deßwegen häufig in Traurigkeit. Endlich aber schien das Glück dieser Ehe ganz vollkommen werden zu wollen, denn die Kaiserin wurde gesegneten Leibes und gebar, als es so weit war, zwei überaus schöne Knaben. Alle Welt war über diesen Glücksfall voller Freuden, nur die Mutter des Kaisers nicht. Diese war ein böses und hinterlistiges Weib und verfolgte die Gemahlin ihres Sohnes mit giftigem Hasse. Darum gedachte sie die Mutter sammt ihren Kindlein zu

verderben und begann damit, Zwietracht zwischen dem Kaiser und seiner Gemahlin zu stiften. Sie trat vor den Kaiser und sprach: „Lieber Sohn, wie wäre es doch möglich, daß ein Weib zwei Kinder zur Welt gebähre, wenn sie nicht auch mit zwei Männern zu thun gehabt hätte.“ Als aber der Kaiser solchen bösen Reden kein Gehör schenkte, ging sie in die Kammer der Kaiserin und machte dieser arge Vorwürfe, wie sie an dem Kaiser, ihrem Gemahl, treulos geworden sei, und würde wohl der zarten Knäblein sich bemächtigt und sie erwürgt haben, wenn nicht die Frauen der Kaiserin solches verhindert hätten. Die böse Frau aber stand von ihrem Plane nicht ab, sondern sann nur um so mehr, wie sie die Kaiserin und ihre Kinder verderben möge. Nachdem sie einige Tage vorüber gelassen, trat sie wieder vor den Kaiser und redete ihn noch heftiger an als das erstemal: „Sohn, rief sie, ich klage Euer schändliches ehebrecherisches Weib vor Euch an, wie ist es doch möglich, daß Ihr also blind seid gegen ihre Missethat!“ Der Kaiser hörte und sah den Zorn und die Wuth seiner Mutter und fragte sie, um welcher Ursache willen sie also aufgebracht gegen seine Gemahlin sei? Da antwortete das arge Weib: „Lieber Sohn, die Sinne vergehen mir fast, wenn ich bedenke, welchen schändlichen Schimpf Dein gottloses Weib Dir anthut. So schön ihr Leib ist, der Deine Sinne gefangen hält, so scheußlich ist ihre Seele. Sieh, nicht genug hatte sie an den Liebkosungen ihres keuschen Gemahles, und üppiger Begierden voll, zog sie freche Buhler an sich. Nun hat der Himmel selbst ihre Schande offenbar gemacht, daß sie, die in Jahren, seit Ihr sie Eurer Umarmung gewürdigt habt, kein Kind geboren, plötzlich zwei Bastarde zur Welt bringt. Euch, mich, den Thron, das ganze Reich hat sie mit der üppigen Frucht ihrer frechen Sünde beschimpft, und Ihr, befangen in thörichter Verblendung, wollet nicht sehen die Schande, welche sich vor den Augen keines Menschen ver=

birgt, tragt geduldig Spott und Schande!“ Der Kaiser, welcher allzu schwachen Gemüthes war, kämpfte in sich, ob er der innigen Liebe, die er zu seiner schönen Gemahlin in seinem Herzen trug, vertrauen, oder den bösen Einflüsterungen seiner Mutter Gehör schenken sollte, und anstatt dieser mit harten Worten zu entgegnen, antwortete er ihr endlich, obschon er niemals irgend eine Wandelbarkeit in der Liebe und Treue seiner Gemahlin bemerkt hatte: „Wartet, Mutter, bis meine Frau ihr Kindbett überstanden hat, dann will ich scharf untersuchen, ob Eure Klagen gerecht sind, und so es der Fall ist, zweifelt nicht, daß ich mit gerechter Strafe die Verbrecherin treffen werde.“ — Nachdem sie die Zeit ihres Kindbettes überstanden hatte, war die Kaiserin fröhlich und glücklich bei ihren Kindern und ahnte nichts von dem Verrathe, welcher gegen sie im Werke war. Der Kaiser kam aber zu ihr und sagte: „Ich will diese Nacht im Dome St. Peters wachen und Gott dem Herrn danken, der Euch in Eurer Noth beigestanden und Euch die Gefahren des Kindbettes hat glücklich überstehen lassen.“ Die Kaiserin war das wohl zufrieden, denn ihr Herz war aller Frömmigkeit zugethan. Darum brachte sie heiteren Sinnes ihre Kindlein zu Bett und legte sich dann selbst auf ihr Lager, wo sie auch alsbald in einen ruhigen und festen Schlaf sank. Die Mutter des Kaisers aber hatte sich herbeigeschlichen, und als sie sah, daß die Kaiserin die Augen geschlossen hatte, ging sie fort und rief einen Diener des Kaisers, dessen eigennütziges und treuloses Gemüth sie durchschaut hatte und den sie zu ihrem schändlichen Plan zu benutzen dachte; zu dem sprach sie: „Du hast sowohl Deinem Herrn als mir Gehorsam gelobt, so höre denn, was ich Dir befehle und vollführe es; Du sollst für Deinen Dienst auch reichlichen Lohn erhalten.“ Der Diener gelobte Alles zu thun, was ihm befohlen würde, und die Mutter des Kaisers nahm ihn bei der Hand und führte ihn schweigend in die Kammer, in welcher

die Kaiserin lag und schlief. Hier nun befahl sie dem Diener, sich zu entkleiden und sich neben die Kaiserin zu legen. Der Diener wußte nicht, was dieses zu bedeuten habe, merkte aber wohl, daß eine Schändlichkeit gegen seine Gebieterin im Werke sei und sagte daher: „Gnädige Frau, solches darf ich ja nimmermehr wagen, denn ich würde Unrecht an meinem Herrn begehen und Leib und Leben darüber verlieren müssen!“ Die böse Frau aber sagte dagegen: „Schweig, Du Thor, und thue, was ich Dir befehle. Wie ich Macht habe, diesen Befehl Dir zu geben, habe ich auch Macht, Dich zu schützen. Ich sage Dir, es soll Dir kein Haar gekrümmt werden über das, was Du auch beginnen mögest, sondern reiche Schätze sollen Dir zu Theil werden.“ Aus eitler Gewinnsucht ließ sich der Diener bethören und that endlich, wie ihm befohlen worden, zitterte aber vor Angst am ganzen Leibe, wagte kaum zu athmen, noch weniger die Kaiserin zu berühren. Die Mutter des Kaisers war indeß fortgegangen, hatte sorgfältig die Kammer hinter sich verschlossen und lief eilend zum Kaiser. „Kommt, mein Sohn, rief sie ihm zu, und überzeugt Euch heut mit eigenen Augen von Eurer Schande und von der Wahrheit der Anklage, die ich gegen Euer schändliches buhlerisches Weib erhoben habe.“ Der Kaiser war so bestürzt, daß er kein Wort zu sprechen vermochte, sondern nur sein blankes Schwert ergriff und seiner Mutter folgte. Die Füße wankten ihm, als er das Schlafgemach seiner Gemahlin betrat, welche noch im arglosen Schlummer ruhte. Der Schelm aber, welcher neben ihr lag, stellte sich vor arger Angst, als ob auch er schliefe. Wie nun der Kaiser herantrat, da war das Erste, daß er den Arm aufhob, um seine Frau im Zorn zu ermorden, aber er besann sich einen Augenblick, als er ihren ruhigen Schlummer gewahrte. Da flüsterte ihm seine Mutter zu: „Was zaudert Ihr? Sohn! Wollt Ihr auch Euren Augen nicht trauen? Warum haltet Ihr Euren Arm zurück, Gerechtigkeit zu üben?“ —

Da versetzte der Kaiser in großem Zorn: „Ich will sie nicht im Schlaf ermorden und mich dadurch eines eben so großen Verbrechens schuldig machen als das ist, welches sie gegen mich vollbracht hat!" Indeß hatte die unglückliche Kaiserin einen schweren Traum gehabt. Es kam ihr vor, als ob ein grimmiger Löwe über sie herfalle und ihren Schleier zerriß, dann aber ihre Kinder faßte und sie von dannen führte. Da fing sie laut an zu schreien: „Gott, meine Kinder! wer errettet uns von dem starken Löwen?" Indem sie so schrie, gingen ihr die Augen auf und sie sah den Kaiser mit dem nackten Schwerte vor sich stehen, sah auch alsbald den Diener an ihrer Seite, sprang auf und schrie mit heller Stimme: „Ewiger Gott! wer hat mir solche Verrätherei zugerichtet? Wer ist dieser Mensch! Ich

habe ihn nie gesehen!" — „Ach, liebe Frau, sagte die falsche Mutter des Kaisers, sehet doch nur recht zu, es ist ja Euer

lieber Buhle, den Ihr so lange lieb gehabt und den Ihr auch heut habt rufen lassen, weil Ihr wußtet, daß der Kaiser sich für sein Eheglück bei St. Peter bedanke. Aber mein Herr und Sohn ist Deiner Schändlichkeit längst inne geworden, du Schälkin, und dein Leuguen ist vergebens! Abscheuliche Metze, Deine Sünde ist endlich an den Tag gekommen!" Die Kaiserin schrie in ihrer Angst zu Gott und schwur mit lauter Stimme, daß sie unschuldig und schändlich verrathen sei. Der Kaiser aber wäre lieber todt gewesen, wenn er diese Schande nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, und sagte nur: „Wer findet einen Buben bei seinem Weibe liegen und soll nicht glauben, daß sie an ihm treulos geworden sei!" Die Kaiserin vermochte kein Wort mehr zu sprechen und fuhr daher nur fort heftig zu weinen. Der Kaiser aber wurde ergrimmt und sprach: „Frau, Euer Weinen hilft Euch nichts, denn ich habe Eure Untreue mit eigenen Augen gesehen." Alsbald rief er Ritterschaft und Diener und sprach zu ihnen: „Ihr sehet, werthe Herren, die unehrliche That, deren meine Frau gegen mich sich schuldig gemacht hat." Hierauf befahl er den Dienern, daß sie die Frau mit ihren Kindern nähmen und in das tiefste Gefängniß würfen. Als sich nun der Kaiser mit dem falschen Knecht, welcher im Bette gelegen hatte, allein sah, kam ihm ein solcher Zorn an, daß er demselben ohne Verhör und Verantwortung das Haupt mit dem Schwerte spaltete Am andern Morgen ward der Leichnam hinausgeschleift und an den Galgen gehenkt. Hierauf ordnete der Kaiser einen Rath an, was mit der Kaiserin und den Kindern geschehen sollte; er gedachte aber sie alle Drei verbrennen zu lassen. Nachdem nun die Räthe versammelt waren, beschwerte er sich bei denselben wegen des Schimpfes und der Schande, so ihm die Kaiserin angethan hätte, und forderte sie auf, ein Urtheil über diese zu sprechen, wie es ihr von Rechtswegen zukomme. Die Herren und Räthe sahen aber einander an und

wagte keiner zuerst seine Meinung zu sagen. Endlich aber that es der Aelteste, welcher auch mehr als die übrigen auf der Kaiserin Thun und Lassen Acht gehabt hatte; derselbe sprach: „Gnädiger Herr, Ihr begehret von uns, daß wir die Kaiserin verurtheilen sollen, und doch ist die That noch nicht bezeugt. Auch stehet die Beklagte nicht vor uns, daß wir ihre Verantwortung anhören könnten. Denn es wäre wohl möglich, daß die Sache durch Verrätherei veranstaltet worden wäre.“ — Ein anderer erklärte sich nun auch und sprach: „Ich bitte Euch, gnädigster Herr, Ihr wollet des Eides gedenken, welchen Ihr der Kaiserin geschworen habt, als Ihr dieselbe zur Ehe begehrtet: daß Ihr ihren Leib schirmen und bewahren wolltet, wie Euren eigenen. Nun ist die That nicht bezeugt und wissen wir nicht, ob nicht Neid und Verrath im Spiele sind. Darum, Herr Kaiser, sehet zu, daß Ihr keine Treulosigkeit an Eurer Frau begehet und Euren Eid nicht brechet.“ Alle Räthe pflichteten dieser Meinung bei und der Kaiser ließ die Versammlung aus einander gehen, indem er selbst ganz unschlüssig geworden war. Eines Theiles nämlich mußte er zugeben, daß seine Räthe Recht hätten, während er anderen Theiles nicht umhin konnte, nach dem was er mit eigenen Augen gesehen hatte, seine Gemahlin für unbedingt schuldig zu erkennen. — Die arme Frau, welche mit ihren Kindlein im Kerker lag, küßte die lieben Kleinen und seufzte: „Liebe Kinder, was haben wir unserem Gott gethan, daß wir so unschuldig sterben müssen?“ Solche Klage führte sie Tag und Nacht. — Nachdem aber drei Tage vorüber waren, begehrte der Kaiser abermals von seinen versammelten Räthen, daß sie wider die Kaiserin das Urtheil sprächen. Als die Räthe seinen Ernst erblickten, antworteten sie einmüthig: „Allergnädigster Herr Kaiser, bedenket wohl, was Ihr thut. Wir können die fromme Kaiserin auf keine Weise verurtheilen, und haben nichts wider sie gefunden; sehet zu, daß Ihr nicht mein-

eidig an ihr werdet. Wollet Ihr aber unsern Rath, so ist es dieser, daß Ihr Euch nicht durch falschen Schein betrügen lasset, der Unschuldigen Frieden gönnet und die beiden Knaben auferziehet, bis sie den Harnisch zu tragen vermögen, da sich denn zeigen wird, welcher Art sie sind.“ Der Kaiser dachte lange über diese Rede nach, denn er hatte seine Gemahlin sehr lieb gehabt. Doch kam ihm wieder der Diener in den Sinn, von welchem er glaubte, daß sie so lange Buhlschaft mit ihm getrieben hatte, daher er die Kinder nicht als die seinen erkennen mochte. In seiner Rathlosigkeit ging er zu seiner Mutter; diese aber sagte, die Räthe seien meineidige Bösewichter und es zieme ihm um seiner kaiserlichen Ehre willen nicht anders, als daß er die Mutter sammt ihren Kindern verbrennen lasse. Der Kaiser ging wieder in den Rath, und als die Räthe nun sahen, daß ihr Herr sich nicht erweichen und erbitten lasse, gaben sie endlich nach, um nicht selbst auch seinen Zorn empfinden zu müssen. — Darauf wurde ein großes Feuer vor der Stadt Rom angezündet und dreißig Knechte erhielten den Befehl die Kaiserin mit ihren Kindern aus dem Gefängniß abzuholen und vor die Stadt hinaus zu führen. Vornehme und Geringe, Junge und Alte, Alle, welche es mit ansahen, hatten mit der edlen und frommen Frau und den zwei unschuldigen und hilflosen Kindlein ein herzliches Mitleiden, denn es war Keiner, welcher sie für schuldig gehalten hätte. Wie nun die arme Kaiserin von den Knechten herausgebracht wurde und von fern das Feuer auflodern sah, sprach sie: „Liebe Männer, saget mir um Gottes willen, was mit mir und meinen Kindern geschehen soll.“ Da erwiderte einer der Knechte: „Ach, wehe mir, daß ich es Euch sagen soll. Aber da Ihr es doch erfahren müßt, so wisset nur, daß der Herr Kaiser vor der Stadt ein großes Feuer hat anmachen lassen, und uns befohlen hat, Euch sammt Euren Kindern in demselben zu verbrennen.“ Wie dieß die Kaiserin vernahm, vergingen ihr

er Schreck fast die Sinne, doch faßte sie sich alsbald wieder, wendete sich zum Gebet und sprach: „Allmächtiger Gott, um welcher unbekannten Missethat willen habe ich dieses verdienet? Doch so es dein Wille ist, so will ich mich darein ergeben!" So kam sie denn unter Weinen und Gebet vor den Kaiser und die um ihn versammelten Herren. Diese hatten ein großes Mitleiden mit ihr; der Kaiser aber, als er ihrer ansichtig geworden war, befahl, daß sie alsbald sammt ihren Kindern ins Feuer geworfen werde, weil sie an ihm wortbrüchig geworden und schändlich gehandelt habe. Dabei wollte ihm jedoch schier das Herz im Leibe bersten, denn er hatte sie sehr lieb gehabt. Die arme gefangene Kaiserin aber fiel vor ihm in die Knie und rief: „Gnädiger Herr und Kaiser, Gott im Himmel ist mein Zeuge, daß ich nie in meinem Leben übel an Euch gethan habe und daß Ihr mich und diese meine Kinder eines unverdienten Todes sterben lasset. Möge Gott dem vergeben, der mich so schändlich verleumdet und verrathen hat, daß Ihr des theuren Eides gänzlich vergessen habt, den Ihr mir geschworen, als Ihr mich zu Eurer Gemahlin annahmet. Herr, gedenket Eures Eides und erbarmet Euch dieser unschuldigen Kindlein, auf daß Ihr nicht an Eurem eigenen Blute zum Verderber werdet." Alle Menschen, welche zugegen waren, fingen an zu weinen, besonders aber die Armen, welchen die Kaiserin täglich reichliches Almosen gespendet hatte. Der Kaiser aber sah seine Gemahlin gar traurig an, als er sie so kläglich weinen und doch so bereit zum Tode sah. Dazu jammerten ihn auch die unschuldigen Kinder, und er war in großer Bestürzung, denn er gedachte, ob er nicht dennoch vielleicht Unrecht haben könne. Des Kaisers Mutter aber schrie mit lauter Stimme: „Was zögert Ihr, mein Sohn und Kaiser? Lasset sie mit ihrer Sündenbrut mitten ins Feuer werfen vor allem Volke, denn sie hat es mit ihrem schändlichen Leben gar wohl verdient!" Da antwortete ihr aber der Kaiser:

„Ihr habt Unrecht, Mutter. Denn wisset, als ich sie zur Ehe nahm, da habe ich ihr einen theuren Eid geschworen, ihr Leib und Leben zu schirmen. Diesen Schwur will ich ihr halten und sie soll nicht verbrannt werden.“ Also wurde die Frau durch den Eid des Kaisers gerettet, und dieser sagte zu ihr: „Stehet auf, Weib! weil ich Euch solches geschworen, will ich mich nun auch Eurer erbarmen, obwohl Ihr es nicht um mich verdient habt. Verlasset eilend mein Reich und lasset Euch nimmer in demselben blicken, denn ich sage Euch, so Ihr jemals in demselben betroffen werdet, so lasse ich Euch alsbald wahrhaftig verbrennen!“ Auf diese Worte erholte sich die fromme Kaiserin ein Weniges von ihrer großen Angst und sprach: „Wenn es denn sein muß, Herr, daß ich für immer aus Euren Augen scheide, so bitte ich Euch noch, Ihr wollet einem ehrenwerthen Mann befehlen, daß er mich hinausbringe bis in die unbewohnten Gegenden, auf daß ich unterweges nicht verunehrt werde. Aber, Herr, wisset, daß ich niemals etwas begangen habe, wodurch Eure und meine Ehre verletzt worden wäre, wenn ich auch nicht anzugeben vermag, wie und von wem diese Schändlichkeit an mir begangen worden ist.“ Aber der Kaiser wollte sie nicht weiter hören, wendete sich und konnte auch vor heftigem Weinen kein Wort weiter reden. Seine Gemahlin fiel ohnmächtig zur Erde, aber die edlen Frauen, welche in der Nähe waren, hoben sie auf, und nachdem sie wieder zu sich gekommen war, nahm sie ihre zwei Kinder auf den Arm und schickte sich zur Reise an. Der Kaiser ließ ihr ein starkes wohlgesatteltes Pferd vorführen und ihr hundert Kronen zur Zehrung reichen; fünf fromme und mitleidige Ritter erhielten den Auftrag, sie aus dem Lande zu führen, nachdem sie eidlich gelobt hatten, sie in einen öden Wald an der Grenze des Reiches zu bringen, in welchem wilde Thiere und Räuber hausten, und sie hier ihrem Schicksal zu überlassen. — Nachdem sie nun in jenem Walde angekommen waren, schie-

den die Ritter unter Thränen von der edlen Frau und befahlen sie in den Schutz Gottes. Die Kaiserin dankte ihnen herzlich für ihr gutes Geleit und sprach: „Bringet meinem Herrn, dem Kaiser, einen freundlichen Gruß von mir und sagt ihm, daß er mich nun nimmer wiedersehen werde. Saget ihm auch, daß ich seine zwei Söhne, welche wahrlich sein Fleisch und Blut sind, mit mir trage, und daß ich sie tugendlich erziehen will, so Gott mich behütet!“

Die Kaiserin und ihre Kinder kommen in Gefahr und werden von einander getrennt.

Nachdem die Kaiserin von den Rittern verlassen worden war, verfiel sie in eine tiefe Schwermuth, zog, einzig mit ihrem Kummer beschäftigt, fort, und hatte bald jede Spur eines gebahnten Weges verloren. Endlich fand sie einen nur wenig betretenen Fußpfad, ritt auf demselben fort und kam zu einem hohen Felsen, aus dem ein schöner Brunnen entsprang, dessen Wasser war lauter wie Krystall, und neben ihm stand ein Baum, der duftete so lieblich wie Balsam. Die Kaiserin hielt alsbald an, stieg vom Pferde und legte ihre Kinder unter dem Baum ins Gras. Darauf nahm sie dem Pferde den Zaum aus dem Maule und ließ es von den duftenden Kräutern sich nähren, welche dicht im Walde standen. Eine Weile spähete sie nun um sich, ob sie nirgends eines Menschen gewahre, aber da Alles still und todt war, so versank sie bald in tiefe Kümmerniß. Der Anblick ihrer lieben Kindlein heiterte sie ein wenig wieder auf, sie spielte mit ihnen, schmückte sie mit schönen Blumen und labte sich selbst darauf mit einem Trunk von dem köstlichen Wasser, welches aus dem Felsen sprang. Auch von den Speisen, die ihr noch aus der kaiserlichen Küche mitgegeben worden waren, genoß sie ein Weniges. Jetzt aber saß sie da und übersann ihr großes Leid, und nach einer Weile wurde sie so müde von der Reise und von

der gar großen Trauer, daß ihr allgemach die Augen zufielen und sie entschlief. Es hielten sich aber in dem Walde viele wilde Thiere auf, und daher währte es nicht lange, nachdem die Kaiserin in Schlaf gesunken war, da kam von ungefähr ein großer und starker Affe, der sah, wie die beiden Kindlein neben ihrer Mutter lagen und lieblich schlummerten. Es wandelte ihn daher die Lust an, eins von den Kindlein zu besitzen, und er schlich sich also leise heran, faßte geschwind den einen Knaben und lief mit ihm eilend durch den Wald, bis er zu einem grünen Platze kam. Hier setzte er sich mit dem Kinde nieder, betrachtete es eine Weile von allen Seiten und begann es endlich aus den Windeln zu wickeln, in welche dasselbe gehüllt war. Nachdem es nun ganz nackend vor ihm lag, setzte er sich mit ihm in das Gras, grinste es freundlich an und blökte die Zähne. Er nahm es in die Arme, herzte es und that überhaupt mit ihm wie eine Mutter mit ihrem Kinde, in der Hoffnung, daß es ihm freundlich entgegenlächeln sollte. Dem Kinde schien indeß das grinsende Gesicht des Affen wenig zu gefallen, denn es begann heftig zu weinen und laut zu schreien. Gott aber, welcher des Kindes Leben bewahren wollte, fügte es, daß zu derselben Zeit ein tapferer und edler Ritter mit seinen Dienern sich im Walde verirrt hatte. Der Ritter kam durch den Wald geritten und einige seiner Knechte trabten voraus, daß sie ihm Bahn machten, nach dem Wege spürten und vor Mördern und wilden Thieren ihn schirmten. Wie nun der Ritter den Affen gewahr ward und sah, daß er ein nacktes Kindlein in seinen Armen trug, sprengte er alsbald mit seinem Pferde zu ihm heran, zog sein Schwert und rief mit lauter Stimme: „Ei, Meister Affe, laß das Kind liegen, denn du darfst dasselbe nicht mit dir nehmen!“ Wie aber der Affe den Ritter herankommen sah, legte er eilig das Kind in das Gras und sprang mit einem grausigen Satze dem Ritter entgegen, packte ihn am Rock, um ihn vom Pferde zu reißen, und

riß ihm ein großes Stück von seinem Kleide ab. Der Ritter aber war ein beherzter und starker Mann und traf mit seinem Schwerte den Affen so gut, daß demselben der rechte Arm vom Leibe flog. Vor Schmerz und Wuth sprang der Affe als ein unsinniges Thier wohl zehn Schuh hoch in die Höhe. Das Pferd des Ritters ward scheu und schlug mit seinen Hinterfüßen gar wüthend um sich, traf den Affen hart an die Seite und bewirkte dadurch, daß sich derselbe schreiend auf dem Boden hin und her wälzte. Jetzt sprang der Ritter behend auf die Füße, hieb dem Affen den Kopf ab, nahm das Kind vom Rasen, wickelte es so gut er konnte in seinen Mantel und saß wieder auf sein Pferd. Nachdem er seine Diener eingeholt hatte, erzählte er ihnen die Begebenheit und zeigte ihnen das Kind, worüber dieselben nicht wenig verwundert waren. Sie ritten zusammen weiter durch den Wald und wußten nicht, wohin sie endlich gelangen würden. Nach einiger Zeit geriethen sie unter eine Rotte von Mördern und Dieben, die hatten an selbigem Orte schon manchen braven Mann beraubt und erschlagen. Als sich nun der Ritter rings von den Mördern umgeben sah, schrie er zu Gott um Beistand, schonte seines Schwertes nicht und antwortete ihnen mannhaft auf ihre harten Schläge. Dem Einen schlug er das Haupt ab, daß es zur Erde fiel, und die Andern machte er so wund, daß sie ihre Waffen lassen mußten. Es waren aber noch sechs Mörder übrig, die schrien dem Ritter zu, er solle einhalten und das Kind zur Erde legen, denn sicher habe er dasselbe einem mächtigen Fürsten gestohlen. Da rief der Ritter: „Nein, Ihr Bösewichter! Wollt Ihr die Wahrheit hören, so wisset, daß ich das Kind einem Affen abgenommen habe, den Ihr noch todt im Walde finden könnet!“ Nun glaubten die Räuber noch viel mehr, daß Jener das Kind eines vornehmen Herrn geraubt habe, weil er eine so alberne Lüge vorbringe, und sprengten aufs Neue wider ihn ein, wollten eher sterben als von dem Kinde ablassen; und also

sahen sich der Ritter und seine Diener endlich genöthigt, das Kind zurückzulassen, ihren Pferden die Sporen zu geben und davon zu reiten. Die Mörder verfolgten sie eine Weile, konnten sie aber nicht einholen und kehrten daher zurück zu dem Kinde. Sie warfen das Loos, welcher von ihnen das Kind tragen solle, und das Loos fiel auf den Vornehmsten der Räuber. Derselbe trug das Kind, bis es ihm zu schwer ward; alsdann sagte er zu seinen Gesellen: „Freunde, gebet einen Rath, was wir mit dem Kinde anfangen sollen? Seine Schönheit zeigt, daß es nicht von niederer Herkunft ist. Ich meine, wir sollen es bis an das Gestade des Meeres bringen und es dort verkaufen. Dahin kommen Kaufleute aus Frankreich und vielen anderen Ländern, denen vielleicht das Kind um seiner Schönheit willen wohlgefällt und die es uns gut bezahlen.“ — Während nun die Räuber nach dem Meeresstrande zu gehen, finden sie unterweges den Affen todt liegen, von welchem ihnen der Ritter gesagt hatte. „Wahrhaftig, sagte da einer zum andern, der Ritter hat die Wahrheit gesprochen und hat das Kind ritterlich erlöst und erobert.“ Als sie nun nachher zu dem Gestade kamen, wurden sie bald von einigen Kaufleuten bemerkt, die traten zu ihnen und fragten: ob ihnen das Kind feil sei. Die Mörder sagten: „Ja, eben deßwegen bringen wir es hierher.“ — „Wohlan, sprach ein Kaufmann, wie hoch haltet Ihr es?“ — Die Mörder sagten: „Es kann auf der ganzen Erde kein schöner Kind gefunden werden; daher, wenn es Euch Ernst um den Handel ist, so möget Ihr es um vierzig Pfund nehmen.“ Dieser Preis dünkte den Kaufleuten zu hoch: „Behaltet es nur, sagten sie, Ihr habt es ja doch aus eines redlichen Mannes Hause gestohlen.“ — „Nein, sagten dagegen die Räuber, wir haben es einem Ritter abgenommen, der das Kind von einem Affen erlöst und den Affen erschlagen hat.“ — „Liebe Herren, sagten darauf die Kaufleute, wollet Ihr es für zehn Pfund lassen, da-

mit ist es unser Ernst. Bedenkt es, der erste Kauf ist der beste!“ Um so geringen Preis wollten die Mörder das Kind nicht geben. Es war aber mit jenen Kaufleuten ein frommer Pilger, welcher Clemens hieß. Der sah das Kind an und fand es überaus schön; dachte, es möge wohl adliger Abkunft sein. Er faßte zu dem

Kinde eine solche Liebe, daß er nach wenigen Worten mit den Räubern einig wurde und ihnen dreißig Kronen für dasselbe gab. Die Kaufleute, welche dabei standen, spotteten des Clemens und sagten: „Wahrlich, Ihr scheint des Geldes und Goldes im Ueberfluß zu haben, daß Ihr so theuer einkauft!“ Clemens aber achtete auf solche spöttliche Reden nicht. Nachdem aber das Schiff, mit welchem er und die Kaufleute reisten, dahin gelangt war, wohin es bestimmt gewesen, und Clemens wie die übrigen Pilger zu Fuß weiter reisen mußte, und er den Knaben auf dem Rücken trug, da wollte ihn der Kauf ge-

reuen, den er gemacht hatte. „Was bin ich doch für ein thörichter Mann, redete er zu sich selbst, daß ich mir diese Mühe aufgeladen und ein Kind erkauft habe, das ich nun an meinem Halse schleppen muß.“ Dann aber dachte er wieder: „Gott hat mir das Kind bescheret, darum will ich mich seiner annehmen. Habe ich doch daheim nur ein einziges Söhnlein bei meinem Weibe gelassen, und wer weiß, ob es noch am Leben ist. Das Kindlein hier ist so hübsch und an Geld und Gut fehlt es mir nicht, um es aufzuziehen; so mag es denn sein!“ Darauf nahm er das Kind herum, gab ihm einen herzlichen Kuß, hing es wieder auf seinen Rücken und zog seines Weges durch Frankreich. Als ihm jedoch endlich das Kind gar zu lästig auf seinem Rücken wurde, da kaufte er demselben einen Esel und miethete ihm eine Wärterin; die nahm das Kind in den Arm und setzte sich auf den Esel, und so wanderte Clemens wie ein Zigeuner gen Paris, hatte Tag und Nacht keine Ruhe, bis er daselbst anlangte. Nachbarn und Freunde, die ihm begegneten, empfingen ihn gar herzlich, wunderten sich aber über das Kind und fragten, woher er es bringe? Da antwortete Clemens: „Ich habe es jenseit des Meeres erobert. Seine Mutter ist unterweges gestorben und so mußte ich diese Frau annehmen, obschon sie aus einem anderen Lande ist als das Kind. Ja, wäre seine Mutter gesund geblieben, die hätte ich wohl lieber mitgebracht, als diese Alte!“ Dieß sprach Clemens lachenden Mundes und zog weiter nach der Vorstadt St. Germain, wo er sein Haus hatte. Da wurde ihm von seiner Hausfrau große Ehre erwiesen und dieselbe meinte, das Kind, welches so schön war, möge ihrem Manne von einem vornehmen Herrn in Frankreich zur Erziehung übergeben sein. Als eine kluge Frau forschte sie auch der Sache nicht weiter nach, sondern sie lebten mit einander in aller Freundlichkeit, ließen das Kind taufen, nannten es Florens und erzogen es in Zucht und Tugend. Florens ward überaus

schön und holdselig, wuchs lustig heran und wurde in kurzer Zeit stark und männlich. Aber für jetzt sei genug von ihm berichtet. — Es wurde erzählt, wie die Kaiserin bei dem Brunnen eingeschlafen war, als ihr das eine ihrer Kinder von dem Affen gestohlen wurde. Sie schlief noch, als eine Löwin durch den Wald daher gelaufen kam und das andere Kindlein gewahrte, welches sanft bei seiner Mutter schlief. Die Löwin schlich sich sogleich näher und nahm das Kind in den Rachen, um es seinen Jungen als Nahrung zu bringen. Als nun die Löwin das Kind mit den Zähnen gepackt hatte, erwachte die Kaiserin und sah, wie das reißende Thier eines ihrer Kinder davon trug, und daß auch das andere Kind nicht mehr da war. Sie meinte, dieses sei schon von der Löwin gefressen worden, und nun werde sie auch das andere zerreißen. Darum fing sie an jämmerlich zu weinen, schrie zu Gott, lief dann zu dem Pferde, welches noch weidete, und legte ihm den Zaum an. Sie setzte sich auf das Pferd, indem sie einen Schwur that, daß sie nicht eher rasten wolle, bis sie die Löwin gefunden und Rache an ihr genommen hätte. Die Löwin aber lief vor der Kaiserin her und ließ damit nicht nach, bis der Wald zu Ende war. Sie lief so schnell, daß ihr die Kaiserin nicht zu folgen vermochte, sondern sie aus den Augen verlor. Doch das wilde Thier wurde auch seiner Beute nicht froh, denn als es den Wald verlassen hatte, ward es von einem starken Greif erblickt, welches ein überaus großer und gewaltiger Raubvogel ist. Der Greif fuhr mit aller Stärke auf die Löwin herunter und packte sie sammt dem Kinde so gewaltig mit seinen Klauen, daß die Löwin sich nicht zu regen vermochte. Der Vogel Greif schlug alsbald mächtig mit seinen Flügeln, erhob sich hoch in die Luft und flog weit über Berg und Thal, Wald und Wasser, und ließ sich endlich auf einer weit draußen im Meer liegenden Insel nieder. Gott behütete aber das Kind, so daß es die Löwin nicht fallen ließ, sondern es immer, ohne

ihm ein Leid zuzufügen, in ihrem Rachen behielt, bis der Greif sie auf die Erde niedersetzte. So wie jedoch der Löwe den Boden unter seinen Füßen fühlte, legte er sogleich das Kind in den Sand und packte den Greif mit grimmigem Zorne so grausam stark am Fuße, daß ihm derselbe sogleich entzwei brach und das Ungethüm vor Schmerz zur Erde niederfiel. Zwar wehrte es sich mit seinen Flügeln und seinem Schnabel so gut es konnte und als ein ergrimmtes Thier gegen den Löwen; aber es half ihm nichts, denn der Löwe fiel mit Hast über den Greif und zerriß ihn also daß er des Stärkeren Speise ward. Nachdem sich die Löwin an dem Fleische des Greifen ersättigt hatte, legte sie sich nieder zu dem Kinde, als ob sie bei ihren jungen Löwen läge. Da nun das Kindlein das Euter der Löwin erreichte und merkte, daß es voll von Milch wäre, begann es sogleich zu saugen, und als die Löwin dieß gewahrte, drückte sie ihre Brust sanft gegen das Mündlein des Kindes, damit es desto besser saugen möge. So ward das Kindlein genährt; denn Gott wollte dasselbe nicht verderben lassen. Die Löwin grub darnach mit ihren scharfen Klauen eine tiefe Grube, nahm das Kind und legte es in dieselbe, nachdem sie Reiser und Moos zu einem weichen Bett zusammengetragen hatte. Die Löwin blieb bei dem Kinde acht Tage und Nächte, leckte dasselbe mit ihrer Zunge, damit es gesäubert werde, wärmte es mit ihrem Leibe, ließ es an ihrem Euter trinken, so oft es wollte, und wenn das treue Thier hungrig war, so fraß es von dem Fleische des Greifen.

Die Kaiserin erlangt eines ihrer Kinder wieder und kommt mit demselben nach der heiligen Stadt Jerusalem.

Durch Gottes gnädige Fügung traf es sich, daß Schiffer wegen eines widrigen Windes mit ihrem Schiff an der Küste anlanden mußten, an welcher die Kaiserin angstvoll hin und her lief und ihr liebes Kind und die Löwin suchte. Als die Kaiserin

das Geschrei der Schiffsleute, welche vor Anker gingen, vernahm, eilte sie herbei und sah, daß einige Pilger aus dem Schiff an das Land stiegen. Da erkannte sie, daß die Seefahrer Christenleute wären, faßte also Vertrauen und kam näher. „Liebe Herren, redete sie dieselben an, saget mir, wo ihr hin zu reisen gedenket? Ich komme aus fernen Landen und bin eine arme Frau, welche sich in dem großen Walde verirrt hat und weiß nicht, wo in der Welt ich bin und wo ich hinaus soll!“ — „Frau, sagten dagegen die Leute aus dem Schiffe, wir wollen nach dem heiligen Lande fahren, wo unser Herr und Heiland für unser Heil gestorben und nachher aus dem Grabe erstanden ist. Wenn uns der Wind wieder günstig sein wird, so hören wir nicht auf zu schiffen, bis daß wir nach Jerusalem kommen.“ Wie dieß die Kaiserin hörte, da bat sie inständig, die Schiffer möchten sie doch mit in das heilige Land nehmen, und bat so lange, bis der Patron des Schiffes ihr erlaubte, auf die Galeere zu kommen, und nachdem sich das Ungestüm des Meeres gelegt hatte und ein günstiger Wind blies, spannten sie die Segel aus und fuhren weiter. Unterweges benahm sich die edle Frau so mild und tugendhaft, daß ihr die Schiffsleute bald alle herzlich zugethan waren und mit aufrichtigem Mitleid in sie drangen, daß sie ihnen sage, wer sie wäre und wie sie in jene wilde Gegend gekommen sei. Die Kaiserin aber hatte ihnen kein Hehl, sondern sagte ihnen aufrichtig Alles, ihren Stand und Namen und wie es ihr so traurig ergangen sei. Nachdem sie ihre Erzählung geendet hatte, da war keiner unter den Schiffsleuten, welcher nicht ein tiefes Mitleid und eine heilige Achtung bei ihrem unverdienten Unglück empfunden hätte. — Nachdem sie wiederum eine gute Weile geschifft waren, da kamen sie in die Nähe der Insel, auf welcher sich der Vogel Greif mit der Löwin und dem Kinde niedergelassen hatte. Es erhob sich abermals ein widriger Wind und zwang die Schiffer, an der Insel vor Anker zu gehen.

Unter den Pilgern aber befanden sich einige beherzte Leute, die betraten das Land, um sich umzusehen. Nachdem sie lange umhergewandelt waren, kamen sie vor eine Höhle, und wie sie hinein blickten, sahen sie die Löwin, welche eben schlief. Sie sahen auch das schöne Kind in der Höhle liegen und hatten sich von Schreck und Staunen noch kaum erholt, da erwachte das Thier und sprang mit einem gräßlichen Satze auf. Die Pilger liefen alsbald davon und entkamen mit Mühe und Noth dem wilden Thiere, welches sie verfolgte. Wie nun die andern Pilger sie so eilig und voller Angst nach dem Schiffe kommen sahen, fragten sie, was ihnen wäre; jene aber erzählten, wie sie das Kind und die Löwin erblickt hätten, und jammerten, daß sie das Kindlein nicht hätten erretten können. „Denn, sagten sie, wenn auch die alte Löwin das Leben des Kindes schont, so wird doch die Zeit kommen, wo sie Junge wirft, und diese werden das Kindlein zerreißen.“ Als nun die Sage von dem, was die Pilger erlebt hatten, auf dem Schiff umging, kam sie auch vor die Kaiserin. Da drängte sich dieselbe alsbald vor und rief: „Ach, liebe Männer, Gott sei gepriesen, daß ich diese Mähr vernehme; denn wahrlich, es ist mein Kind, welches die Löwin davon getragen! Darum lasset mich zu meinem Kinde!“ Die Pilger stellten der Frau vor, wie gewiß die Löwin sie anfallen und zerreißen werde. „Warum wollt Ihr in Euren Tod gehen, sprachen sie, erbarmet Euch über Euch selbst und gebet das Kindlein auf. Es ist besser, daß Ein Mensch umkomme, als daß ihrer zwei verderben!“ Die Kaiserin aber ließ sich von ihrem Entschluß nicht abbringen, darum sagten endlich die Pilger: „Nun, wenn es Euch denn also hart im Sinne liegt, so gehet zuvor noch zu dem Priester, den Ihr dort sitzen sehet, und beichtet ihm, denn Ihr gehet dem Tod in den Rachen, und bittet Gott, daß er Euch helfen möge!“ Die Kaiserin ging zum Priester, kniete nieder vor ihm, beichtete und empfing seinen

Segen. Hierauf wendete sie sich zu den Pilgern und bat sie, eine Weile zu warten, ob sie wiederkäme, und trat getrost an das Land. Nicht lange, so kam sie zu der Höhle, welche ihr die Pilger bezeichnet hatten, und sah ihr Kind, wie es lachend mit der Löwin spielte. Da dieses die Frau sah, erschrak sie, sank nieder auf ihre Knie, begann die Löwin zu beschwören und sprach: „Ich sage Dir bei Gott dem Allmächtigen und bei seinem Sohne, welcher am Kreuz für mich gestorben ist, daß Du keine Macht und Gewalt über mich hast!" Kaum hatte die fromme Kaiserin diese Worte gesprochen, sieh, da zog die Löwin den Schweif zu sich, gebärdete sich wie ein zahmes gehorsames Hausthier und legte das Kind vor sich auf den Boden. Nun trat die Kaiserin ohne Furcht in die Höhle, nahm das Kind auf, umarmte es, küßte es mehr als einmal und trug es endlich in ihren Armen fort nach dem Schiffe. Die Löwin, welche sich ihres Kindes beraubt sah, folgte traurig der Kaiserin, und als diese zu dem Schiffe kam, wollte sie ihr auch dahin folgen. Die Pilger aber fürchteten sich sehr vor dem starken Thiere, wollten sich zur Wehr gegen dasselbe setzen und auch die Kaiserin nicht auf die Galeere lassen. Die Kaiserin bat aber und redete ihnen zu, so daß wenigstens sie auf das Schiff gelassen wurde. Sobald die Frau mit dem Kinde aber das Schiff betreten hatte, stießen die Schiffer eilig vom Lande, und waren damit so schnell, daß die Löwin, als sie auch auf das Schiff springen wollte, fehlte und ins Wasser fiel. Dennoch ließ das Thier nicht nach, sondern schwamm immer neben dem Schiffe her. Die Schiffer spannten alle Segel auf, um dem Thiere zu enteilen, aber es war vergebens, denn mit ihren spitzen Klauen und scharfen Zähnen klammerte sich die Löwin an das Schiff und suchte mehremal durch einen Sprung hinauf zu kommen, welches ihr endlich auch wirklich gelang. Da schrien die Pilger vor Entsetzen und meinte jeder, daß er sterben müsse. „Schützet uns vor dem Löwen, riefen

sie der Frau zu, sonst werfen wir Euch sammt dem Kinde über Bord!“ — „Fürchtet Euch nicht, sagte dagegen die Kaiserin, sie wird keinem von Euch ein Leides thun.“ Die Löwin ging auch wirklich wie ein zahmer Hund mitten durch die Pilger hindurch, ohne einen zu verletzen, bis sie zu der Kaiserin kam. Diese hatte das Kind auf dem Arme und die Löwin hob nach demselben den Kopf empor, als ob sie es liebkosen wollte; dann aber legte sie sich der Kaiserin zu Füßen und wollte dieselbe nicht wieder verlassen. Die Kaiserin aber gewann das edle Thier sehr lieb und trug für dasselbe Sorge, indem sie ihm zu essen und zu trinken gab. Dagegen war aber auch die Löwin der Kaiserin treu ergeben und beschützte sie auf der ganzen Reise gegen jede Unbill. Es waren nämlich auch einige schlechte Leute unter dem Schiffsvolk, und als einer derselben einstmals wagte der Kaiserin unziemlich zu begegnen, da sprang die Löwin auf, packte ihn mit ihren spitzen Klauen und scharfen Zähnen und zerriß ihn sogleich in viel Stücke. Die Schiffsleute, welche dem Wunderwerke zusahen, sagten einmüthig, dem frechen Buben sei recht geschehen, und warfen den zerrissenen Leichnam in die See. Von da an wagte Keiner der Kaiserin ein Leid zuzufügen, sondern Alle erwiesen ihr die größte Ehre. Als nun die Galeere bei dem gelobten Lande ankam, da trat die Kaiserin mit ihrem Kind aus dem Schiffe und die Löwin sprang ihr nach. Darauf segnete jene die Pilger und die Schiffsleute und gab ihnen reichlichen Lohn. Diese sagten ihr dafür Dank, brachten ihr Pferd aus dem Schiffe und halfen ihr hinauf. So ritt die Kaiserin, ihr Kind im Arme haltend, noch in derselben Nacht weiter, und die übrigen Pilger folgten ihr von ferne, also daß sie am nächsten Morgen in die Stadt Jerusalem kamen. Die fromme Kaiserin ging sogleich nach dem Tempel Gottes und betete an dem heiligen Grabe, dahinein der Leichnam unsers Herrn Jesus gelegt worden war, und aus welchem derselbe nachher lebendig wieder auf-

erstanden war. Alsdann legte sie ihr Kind auf den Altar, nahm einiges Geld aus dem Säckel und legte auch dieses auf den Altar, gleichsam als ob sie sagte: „Gelobt sei Gott, denn ich habe mein Kind wieder erkauft und erlöset.“ Darnach betete sie abermals fleißig und flehte zu Gott, daß er ihren lieben Herrn, den Kaiser Octavianus, friedsam, glücklich und in Gesundheit wolle leben lassen, denn sie hoffe nicht mehr, ihn jemals wiederzusehen. Nach diesem Gebet verließ sie den Tempel, stieg wieder auf ihr Pferd und ritt durch die Stadt Jerusalem. Die Löwin aber war während der Stadt keines Fuß breits von ihr und dem Kinde gewichen, war auch mit in dem Tempel gewesen und ging jetzt, während die Kaiserin durch die Stadt ritt, hinter ihrem Pferde her. Da kam allen Leuten, welche sie sahen, große Furcht an und sie wunderten sich. Nach einer Weile begegnete der Kaiserin ein fremder Edelmann, den redete sie freundlich um Herberge an, denn sie sah ihm wohl an, daß er ein frommer, tugendreicher und edler Mann war. Der Edelmann nahm sie gern und wie es ihr geziemte in seinem Hause auf und gab Befehl, daß seine Diener sie pflegen und ihr gehorsam sein sollten wie ihm selbst und seiner Hausfrau. Solches nahm die Kaiserin mit großem Dank an und blieb lange Zeit bei dem Edelmann mit ihrem Kinde und der Löwin, welche so zahm war, daß sie Niemand etwas zu Leide that. Das Söhnlein der Kaiserin gedieh und ward von derselben um seiner wunderbaren Entführung und Rettung willen Leo geheißen, welches soviel als „Löwe“ bedeutet.

Wie Florens von seinem Pflegevater Clemens erzogen wird und demselben wenig Freude macht.

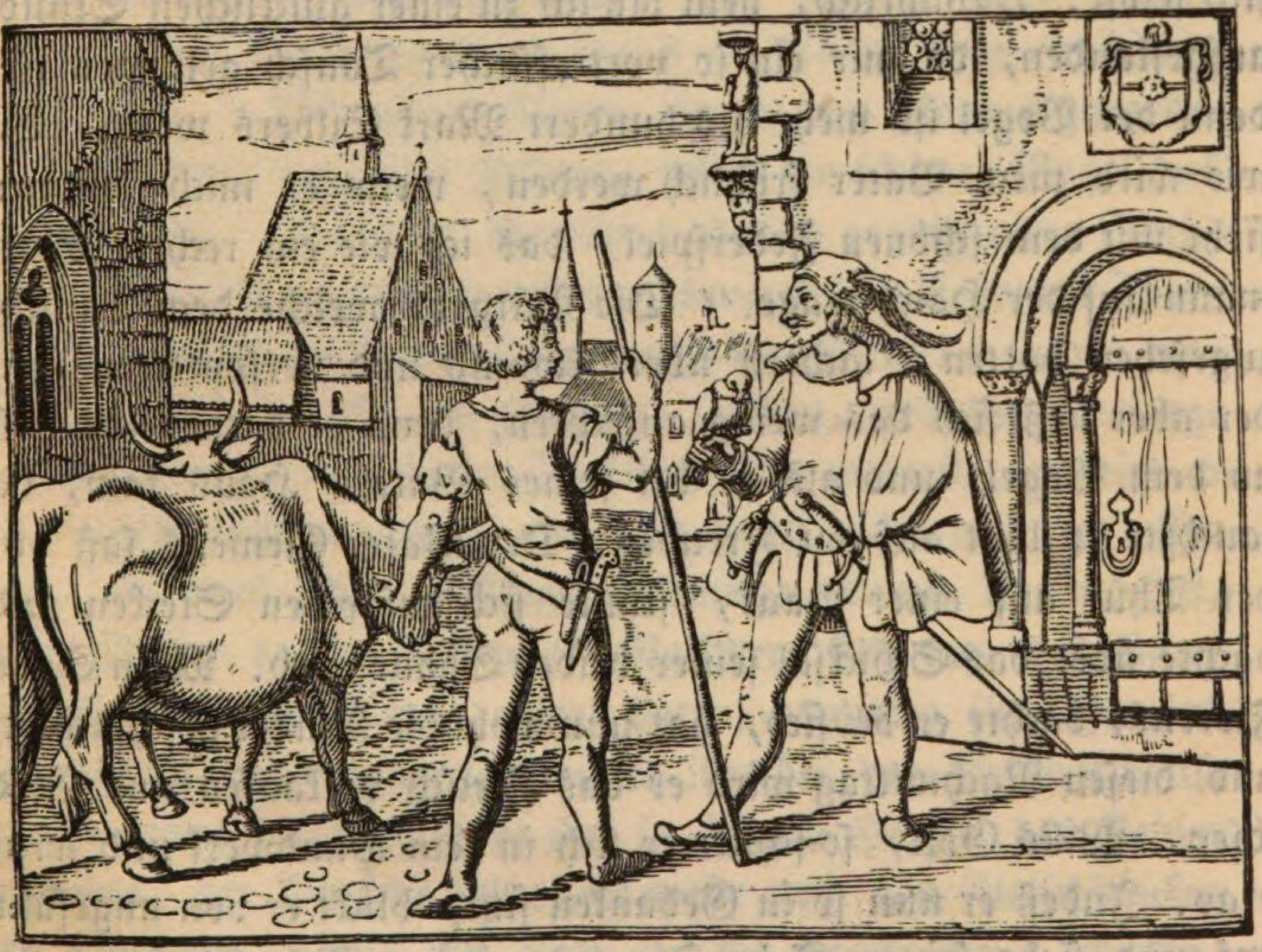
Es ist erzählt worden, wie der andere Sohn der Kaiserin von dem frommen Pilger Clemens nach Paris gebracht worden war und daselbst in der heiligen Taufe den Namen Florens er-

hielt. Derselbe ward nun tugendlich erzogen, so daß Jedermann sein Wohlgefallen daran hatte. Clemens kleidete den Knaben und hielt ihn wie seinen eigenen Sohn, welcher den Namen Claudius hatte. So oft die beiden Knaben in ihren saubern Kleidern durch die Straßen gingen, sagten die Leute hinter ihnen: „Sehet die schönen Knaben; selig ist der Vater, der so wohlgezogene Kinder hat!“ Weil Florens erst sieben Wochen alt gewesen war, als er von dem Affen seiner Mutter entwendet wurde, so wußte er nicht anders als daß Claudius sein Bruder und Clemens sein leiblicher Vater wäre. Er wurde jedoch größer und stattlicher als sein Bruder Claudius, und auch unter den Nachbarskindern war keines, das sich ihm hätte vergleichen können. Jedermann bewunderte seine Schönheit und Stärke, denn er glich an Gestalt und Gebärden ganz seinem Vater, dem Kaiser Octavianus. Daher sagten auch die Nachbarn oft, wenn sie ihn gesehen hatten: „Wahrlich, der Knabe ist kein natürlicher Sohn des Nachbar Clemens, sondern von irgend einem großen und vornehmen Herrn hat er ihn heimlich entführt.“ Die Frau des Clemens bekam solche Reden gar oft zu hören, doch schwieg sie allzeit still zu denselben, denn sie hatte den Florens so lieb wie ihren eigenen Sohn. Die beiden Knaben waren so weit herangewachsen, daß sie beide tüchtig waren ein Handwerk zu lernen, obschon Florens allewege stärker als Claudius war. Clemens nahm daher seine Frau bei Seite und berieth sich mit ihr, wozu er die beiden Knaben bestimmen sollte, damit sie später sich auf ehrliche Weise ernähren könnten. Da sagte die Frau zu ihm: „Lieber Hauswirth! unser Sohn Claudius hat wenig Kräfte und ist darum zu keiner schweren Arbeit zu gebrauchen; darum wäre meine Meinung, Du thätest ihn zu einem Wechsler und gäbst ihm was Du an Geld hast, damit er es im Handel umtreibe. So mag er, wenn er klug ist, ein reicher und berühmter Herr werden. Unser anderer Sohn

Florens, der, meine ich, wird ein tüchtiger Fleischer werden, denn er ist stark und wird ohne Mühe Rinder und anderes Vieh schlachten. Sieh, lieber Clemens, so werden unsere beiden Söhne wohl versorgt sein.“ — „Fürwahr, Frau, sprach dagegen Clemens, ich glaube daß Dein Rath klug ist und ich werde ihm folgen!“ Alsbald rief er seine beiden Söhne und sagte zu ihnen: „Lieben Söhne, Ihr sollt meinem Rathe folgen und thun wie gehorsamen Kindern geziemt.“ Dann nahm er zuerst seinen Sohn Claudius vor und sagte zu ihm: „Lieber Sohn, merke was ich Dir sage. Du sollst morgen früh zu einem Wechsler gehen, um von ihm zu lernen, wie man Gold und Münze wechselt, damit Du ein rechter Handelsmann werdest.“ — „Von Herzen gern, Herr Vater, sagte Claudius, will ich nach Eurem Willen thun; aber es wäre mir lieb, wenn Ihr mir auch meinen Bruder Florens mitgeben wolltet, damit er ein Wechsler würde wie ich.“ — „Laß den, mein lieber Sohn, sagte Clemens, der Florens soll eine andere Handthierung betreiben, bei der ihm gute und fette Bissen in den Mund kommen mögen; Du siehst ja, welch ein starker Bursche er ist, und ich denke, der wird ein gemästet Schwein wohl auf seinen breiten Rücken nehmen mögen!“ Nachdem er so den Claudius zufrieden gestellt hatte, rief er den Florens vor sich. „Florens, mein lieber Sohn, sagte er, sei ohne Furcht; Du weißt, daß ich Dir gewogen bin und Dich lieb habe, darum will ich Dich auch in ein gutes Handwerk thun. Morgen, wenn Du aufgestanden bist, werde ich Dir Geld geben, damit sollst Du zu einem Fleischer gehen und es ihm geben, damit er Dich sein Geschäft lehre. He, Junge, das wird etwas für Dich sein, denn Du hast tüchtige Glieder, und ich glaube, wenn Du einen Ochsen einmal bei den Hörnern erwischt hast, so läßt Du ihn nicht gehen, wie stark er auch ist. Dahinten im Stalle stehen zwei gute feiste Rinder, die sollst Du morgen nach dem Schlachthause treiben, da wird Dir Dein Mei-

ster zeigen, wie Du sie schlachten sollst. Hernach nimm sie auf Deinen Nacken und trage sie an den Ort, wo Du sie verhauen und verkaufen mußt. Da sieh zu, sei fleißig und geschickt mit der Wage, und thue Niemand Unrecht, so wirst Du aus Einem Pfennig drei machen und Geld genug bekommen.“ Florens war bereit Alles zu thun, was seinem Vater gefiel. — Als nun der Tag anbrach, stand der alte Clemens auf, weckte seinen Sohn Claudius, gab ihm viel Gut an Geld und Gold und schickte ihn auf die Wechselbank, damit er wechseln und gewinnen sollte. Hierauf weckte er auch seinen andern Sohn Florens, band zwei feiste Ochsen mit den Hörnern an einander und gab sie ihm, daß er sie nach der Schlachtbank treibe. Wie nun Florens dort ankam, da begegnete er einem Fleischerknecht, den fragte er nach dem Meister Gumbrecht, denn dieser sollte ihn das Handwerk lehren. Wie der Knecht den Florens mit den beiden feisten Ochsen vor sich stehen sah, da fragte er ihn: „Was willst Du doch von dem Meister? Wie es scheint, willst Du auch gern ein Fleischer werden?“ Florens antwortete ihm: „Ja, warum nicht? Mein Vater ist wohl reich, daß er gut für mich sorgen wird und ich immer Rinder, Schweine, Hammel und Schafe genug werde zu schlachten haben. Daher will ich das Handwerk lernen, denn mein Vater sagt, ich würde drei Pfennige mit Einem gewinnen und gute Bissen essen, wie die Fleischer gewöhnlich thun und dazu guten rothen und weißen Wein trinken.“ Wie ihn der Fleischerknecht so reden hörte, schlug er eine helle Lache auf und trieb seinen Spott mit ihm. „Dich hat der Teufel hergeführt, sprach er, daß Du ein Fleischer werden willst. Wart, Du sollst die Schlachtbank nicht zu sehen bekommen! Scheer Dich fort in des Teufels Namen, Du Lump, willst mit dem Handwerke Narrheit treiben! Pack Dich mit Deinen Ochsen, ehe ich Dir den Kopf zerschlage!“ Da dachte Florens bei sich: „Auf solche Weise komme ich nicht ins Schlachthaus;

ich will gehen und meinen Vater mitbringen, der wird mir schon einen Meister verschaffen.“ Er trieb also seine Rinder wieder nach Hause zu. Unterweges aber sah er einen Edelmann, welcher auf der Faust einen überaus schönen Sperber trug, wie ihn die vornehmen Herren zur Jagd gebrauchen, der hatte an den Füßen glänzende, hellklingende Schellen. Der Vogel gefiel dem Florens gar wohl und darum redete er den Edelmann an und fragte ihn, ob ihm der Sperber nicht feil sei, er wolle ihm darum geben was er begehren würde. Da ward der Edelmann zornig, denn er meinte, Florens wolle ihn verspotten, weil der Junge ihm gar nicht darnach aussah, als ob er den Vogel zu bezahlen vermöge. „Ja, Du Bettelbub, sagte er daher, es thut mir eben Noth, ihn Dir zu verkaufen! Führe Du Deine Ochsen ins Schlachthaus und schinde sie, dann verhandle das Fleisch, das wird Dir mehr nütz sein, als einen Sperber kaufen.“ —



„Ach mein lieber Herr, redete Florens dagegen, das Rinderschlachten ist nun einmal meine Hantierung nicht, damit mag es nicht gehen. Darum überlasset mir nur Euren Sperber, ich kann und werde ihn Euch wahrlich ehrlich bezahlen!“ Da sah der Edelmann Florens an und dachte: „Laß doch sehen, was der Junge machen will. Nun, sagte er, Du sollst den Sperber haben, aber nicht anders denn um deine beiden Rinder, und auch dafür nicht gern, denn ich behielte ihn lieber selbst.“ Florens aber war in seinem Herzen sehr froh, dachte, wenn der schöne Vogel nicht mehr werth ist als die beiden Rinder, das ist nicht viel, und so muß er mein werden. So wurden sie des Kaufes einig und Florens nahm den Sperber, der Edelmann aber trieb die Rinder in sein Haus, lachte innerlich und dachte: „Nun ist aus dem Waidmann ein Viehtreiber geworden.“ Florens dagegen trug den stattlichen Vogel auf seiner Hand und sprach zu sich selbst: „Wahrlich, heut bin ich zu einer glücklichen Stunde aufgestanden, da mir ein so vortrefflicher Tausch gelungen ist; denn der Vogel ist mehr als hundert Mark Silbers werth. Ei, wie wird mein Vater fröhlich werden, wenn er mich kommen sieht mit dem schönen Federspiel, das ich wie ein rechter Edelmann auf der Hand trage.“ Die Bürger, welche dem Tausche zugesehen hatten, lachten über Florens und verspotteten ihn, der aber ließ sich das wenig anfechten, denn er hatte seine Lust an dem Vogel, und als er bei seines Vaters Haus kam, da jauchzte er laut auf vor Freuden. Der Vater Clemens saß vor der Thür auf einer Bank, stützte sich auf einen Stecken und dachte über das Schicksal seiner beiden Söhne nach. Mein Sohn Florens, dachte er bei sich, hat nun wohl die Rinder geschlachtet, und diesen Nachmittag wird er das Fleisch verkaufen und Geld lösen. Wills Gott, so schickt er sich in sein Handwerk und lernt brav. Indeß er nun so in Gedanken sitzt, blickt er von ungefähr auf und sieht seinen Sohn Florens mit dem Vogel daher kom-

men. „Florens, rief er ihm entgegen, was ist das für ein Vogel? Wo kommst Du her? Wo sind die zwei Rinder?" — „Ei hört nur, Vater, sagte Florens dagegen, ich habe die beiden Rinder um den Vogel gegeben, so ein schönes Thier habt Ihr Euer Lebtag nicht gesehen! Freut Euch, daß ich mit Euren Rindern einen so herrlichen Gewinn gemacht habe!" — „Junge, sagte Clemens, ich glaube, Du hast den Verstand verloren!" — „Bei Gott, sagte Florens, ich habe den Vogel für die Rinder bekommen. Aber sagt, Vater, wo wir den Sperber aufheben? Ich meine, in Eurer Kammer wäre er am besten versorgt, da würde ihm kein Leid widerfahren!" — Als sich nun Clemens überzeugte, daß Florens wirklich solchen saubern Kauf gemacht hatte, da hätte er vor Schreck und Zorn fast die Sinne verloren und sagte zu Florens: „Bei Gott, Bube, wenn ich meiner nicht schonen müßte, so zerschlüge ich Dir mit diesem Stecken die Rippen und den Kopf. Du Narr! Was bringst Du mir solches Handelsgut ins Haus — bin ich denn ein Waidmann?" — „Ach, lieber Vater, sagte nun Florens ganz betrübt, seht doch nur seine Federn, welch ein schöner Vogel das ist. Wahrlich, Ihr habt Unrecht und seid zornig ohne Noth, denn der Vogel ist eines großen Schatzes werth!" Ueber die Thorheit des Burschen und vor Ingrimm hätte Clemens lachen mögen, faßte sich jedoch und sprach: „Nun, geh und versorge den Vogel wohl, und wenn Du seiner gut wartest, so wird er Dich schnell reich machen; aber Du sollst nicht mehr zu essen haben, als was Dir der Vogel einbringt, damit Du merkest, welchen Nutzen er Dir bringe." Nachdem sich nun des Vater Clemens Zorn ein Wenig gelegt hatte, erzählte ihm Florens ganz einfältig und treuherzig, wie es ihm bei dem Schlachthause ergangen war; da vergab er ihm in seinem Herzen den Fehler und dachte, der Bursche soll nicht mehr nach den Fleischbänken gehen, sondern ich will ihn auch auf die Wechselbank schicken,

vielleicht, daß es dort besser mit ihm geht. — Bald darauf kam sein Sohn Claudius von dem Wechsler, der hatte sein Geschäft gleich am ersten Tage gut gemacht und wußte noch von dem Vogel nichts. Clemens aber nahm hernach den Claudius bei Seite und sagte zu ihm: „Sei so gut, lieber Sohn, und nimm Deinen Bruder Florens mit zu dem Wechsler, denn ich glaube, auf dem Schlachthause wird er nicht Gutes thun.“ Das nahm Claudius gern an und meinte, wenn ihm Florens nur folgen wolle, so werde er sein Bestes an ihm thun. — „Ich hoffe, sagte Clemens, daß er Dir folgen soll. Florens ist stark und es wird ihm leicht werden, Dir Morgens und Abends den Geldsack nachzutragen.“ — Florens schickte sich eine Zeit lang auf der Wechselbank recht gut an, indem ihn sein Bruder die verschiedenen Münzen kennen lehrte und ihn lehrte, wie man eine nach der andern berechne. So trieb er es einen Monat lang und der Vater Clemens hoffte schon, daß die Sache gut werden könne. Des Morgens ging Claudius nach der Börse, bestellte die Bank und bereitete den Sitz zu. Nicht lange nachher kam Florens mit dem Geldsack und wartete bei seinem Bruder, bis sie wieder zusammen nach Hause gingen. Nachdem dieß einige Zeit gewährt hatte, begab es sich auf einen Tag, als Florens wieder den Sack mit dem Gelde trug, in welchem sich wohl an 600 Pfund Münze befanden, daß ihm in der Nähe der Brücke ein schöner Hengst begegnete, der war stattlich aufgezäumt und wurde zum Verkauf geritten. Florens ging seines Weges und trug den Geldsack auf dem Rücken; als er das schöne Roß gewahrte, da blieb er stehen, schaute es verwundert an und dachte in seinem Herzen: „Ach, wie selig ist, wer ein so edles Thier besitzt und es zu brauchen versteht! Du hast Geld genug in dem Sacke, welches Niemand nütze ist. Mein Vater Clemens hat es allezeit in der Truhe liegen und Niemand wird des Besitzes froh; ja, wenn mir der Kaufmann das schöne

Roß für das Geld geben wollte!“ Alsbald trat er auch zu dem Händler heran, grüßte ihn und sagte: „Sagt, lieber Herr, ist Euch das Thier feil? Ich habe Geldes genug hier in meinem Sacke, darum sagt mir mit Einem Worte, um wieviel Ihr das Pferd geben wollt?“ Da antwortete der Roßkamm: „Wenn Du das Roß haben willst, so kann ich Dir es nicht unter dreißig Pfund Münze ablassen; es ist jung und stark und läuft vortrefflich.“ Das dünkte dem Florens gar zu wenig gefordert für ein so stattliches Thier und voller Freuden antwortete er dem Händler: „Ei Herr, ich meine Ihr thut Euch Schaden, wenn Ihr mir das schöne Pferd so wohlfeilen Kaufes überlasset; daher will ich Euch vierzig geben, damit Ihr nicht sagen könnt, ich hätte Euch übervortheilt.“ — „Großen Dank, Junker!“ sagte der Kaufmann und lachte ihn innerlich weidlich aus. Florens aber nahm seinen Sack herunter und ließ den Kaufmann die vierzig Pfund abzählen, indeß er seinen Kauf mit freudigen Blicken betrachtete. Hierauf gal ihm der Roßtäuscher den Zügel des Rosses in die Hand, grüßte ihn gar höflich und ging nach seiner Wohnung. Florens schwang sich muthig auf sein Pferd und ritt, so schnell es laufen mochte, nach seines Vaters Hause, sah sich auch mehr als einmal um, denn er fürchtete immer, der Händler möchte ihm nachreiten und das Pferd zurückfordern, weil er es ihm zu wohlfeil gelassen hätte. — Indeß saß Clemens über Tisch bei seiner Hausfrau, welche in allen Dingen fromm und gerecht war und den Florens so lieb hatte, wie ihren eigenen Sohn Claudius. Deswegen wurde sie auch von allen Nachbarn als klug und vorsichtig gar wohl gelitten. Da kam Florens mit dem Pferde vor das Haus gesprengt. Clemens sah hin, erkannte den Florens und rief ihm verwundert zu: „Ei Sohn, wer hat Dir das große Roß gegeben?“ — „Vater, sagte dieser dagegen, freut Euch, ich habe das schöne Thier für 40 Pfund gekauft von dem Gelde, welches ich nach der Wechselbank tragen sollte

Seht, was es für Augen hat und wie es laufen kann! Hundert Pfund wären nicht zu viel gewesen!“ Wie Clemens das hörte, sank er vor Zorn vom Tische zurück und verwünschte sich, daß er den Buben mit sich über Meer genommen hatte, denn nun sah er, daß ihn derselbe noch an den Bettelstab bringen würde. Dann sprang er vom Tische auf, packte den Florens mit beiden Händen bei den Haaren, warf ihn zu Boden und trat ihn mit Füßen. Er hätte ihn wohl gar todt geschlagen, wenn nicht die brave Hausfrau dazwischen gekommen wäre, ihn zurückgehalten und flehentlich gebeten hätte, daß er des Sohnes schonen möge. Dann nahm sie ihn, der noch vor Zorn am ganzen Leibe zitterte, machte ihm sanfte Vorwürfe und sagte: „Dein Sohn hat doch noch nichts begangen, was nicht adelig gewesen wäre, und wer weiß — setzte sie leise hinzu — von welcher Geburt er ist, darum ihn die Lust zum ritterlichen Gewerbe verführt.“ Da reute es den Vater Clemens, daß er ihn so hart geschlagen hatte, und als Florens sah, daß jener etwas milder geworden war, trat er herzu und sagte ganz demüthig: „Lieber Vater, ich bin Euer Kind, darum schlaget mich nur so oft und so viel Ihr wollet. Aber seht nur den Hengst an, ist er denn nicht ein starkes gesundes Pferd? Ich hoffe, er wird uns noch gute Dienste thun.“ — Da Clemens nun merkte, daß sein Sohn nicht aufhören konnte von dem Pferde zu sprechen, gedachte er der Rede seiner Hausfrau, verschmerzte den Verlust und hieß den Florens an den Tisch setzen und essen. Indem kam auch Claudius nach Hause; der hatte den ganzen Morgen auf der Wechselbank gesessen und das Geld erwartet. Wie er nun seinen Bruder an dem Tische sitzen und essen sieht, wird er zornig und sagt zu seinem Vater: „Vater, warum thut Ihr dieß an mir, daß Ihr mich den ganzen Morgen unthätig auf der Wechselbank sitzen lasset? Warum schickt Ihr mir das Geld nicht, und sitzt hier bei dem Burschen, der Euch mit den beiden

feisten Rindern schon so großen Schaden angerichtet hat?'' Als er hierauf auch das Pferd auf dem Hofe stehen sah, fragte er verdrießlich: „Wo kommt denn das grausame Thier her?'' Da erzählte ihm der Vater unter vielen Seufzern die ganze Begebenheit und setzte hinzu: „Ich mag mit dem Rosse nichts zu thun haben, mag es abwarten wer will, meinetwegen kann es Hungers sterben.'' — „Es geschieht Euch recht, sprach sein Sohn Claudius, der Bube wird Euch noch gar verderben und es wäre besser daß er niemals geboren worden! Ich werde seines Pferdes auch nicht warten; wenn das Thier den Kopf aufhebt, so meine ich, es wolle mich fressen.'' — „Thut was Ihr wollt, sagte Florens, ich will schon für das Thier sorgen!'' Und damit nahm er es beim Zügel, zog es in den Stall, gab ihm Heu und Hafer genug und machte ihm eine gute Streu. Am nächsten Morgen ließ er den Claudius allein mit dem Geldsack nach der Börse ziehen, ging in den Stall, striegelte sein Pferd, sattelte und zäumte es, labte seine Augen an ihm und dachte: „Es ist doch viel mehr werth, als ich dafür gegeben habe.'' Dann schwang er sich auf und drückte ihm die Sporen in die Seiten, daß es einen Satz nach dem andern machte und seine ganze Stärke zeigte. Es stand dem Jüngling das Reiten so wohl und adlig an, daß wer ihn sah, seine Lust an ihm hatte und ihn lobte. Als das Pferd müde zu werden anfing, ritt er es wieder nach Hause, führte es herum und fütterte es dann im Stalle. Dabei betrachtete er es immer und dachte bei sich: „Könnte mir nicht das Roß noch einmal zu Statten kommen? denn ich möchte gar gern Waffen tragen und ein Reitpferd wird mir dann nicht übel anstehen!''

Die Heiden kommen mit großer Macht vor Paris.

Zur Zeit da Dagobert ein löblicher König in Frankreich war, hatten die Heiden noch nicht lange das Land verlassen,

welches sie eine Zeit lang inne gehabt und dann im Kriege wieder verloren hatten. Die Stadt Paris war von ihnen an vielen Orten verwüstet worden, aber allgemach hatte sich das Volk wieder gemehrt, und Paris, als die Hauptstadt des Landes, ward unter Dagoberts Regierung groß und herrlich, auch fest und sicher gebaut, und da, wo vorhin ein wüster Platz gewesen war, da ließ der König dem heiligen Dionysius zu Ehren ein herrliches Münster aufführen nahe bei Paris. Die Ungläubigen konnten noch immer nicht davon lassen, sich als die Herren von Frankreich zu betrachten, und so entspann sich zwischen ihnen und dem König Dagobert ein neuer Krieg. Es saßen nämlich die Obersten der Heiden und Türken beisammen, hielten einen Rath und beklagten sich bei dem Sultan von Babylon, welcher aller Heiden Herr war, daß das französische Volk sich unterfangen habe, bei Paris einen Tempel zu bauen wider den wahren Gott Mahomets, wie sie denn auch überhaupt meineidiger Weise vom heidnischen Glauben abgefallen wären. Als der Sultan solche Rede vernahm, da tröstete er sie mit den Worten: „Wohlan, meine lieben Herren, ich will Frankreich mit meiner Gewalt von Grund aus zerstören und den, welcher sich König von Frankreich nennt, an den Galgen henken und verbrennen lassen!“ Hierauf ließ der Sultan in alle heidnische Königreiche ein Aufgebot ergehen, daß sie mit ihrer Macht zu ihm stoßen und mit ihm Frankreich zerstören sollten. Da kamen zusammen die Könige aus Arabien und Persien mit großer Macht, und der König der Riesen mit dreißigtausend Mann. Auch die Könige aus Aethiopien, Merach und Krypte blieben nicht aus und brachten mit sich zwanzigtausend Mann. Ueberhaupt war kein Heide oder Türke, der nicht gern und willig vor dem Sultan erschienen wäre. So kam auch des Sultans Bruder, der Admiral aus Persien, und hatte einen großen Haufen bei sich, also daß auf das Aufgebot des Sultans in dreißig Tagen an

hunderttausend Mann zu Roß und zu Fuß zusammengekommen waren. Einem jeden der Könige, wie er ankam, zog der Sultan entgegen, empfing ihn freundlich und hieß ihn willkommen. Unter allen der Mächtigste war aber der Riesenkönig, der begehrte mit dem Sultan zu reden und sagte zu ihm: „Herr und König von Babylon, es ist unser Aller Begehr, Ihr wollet so schnell als möglich ins Werk setzen, was Euer Vorhaben ist. Lasset Schiffe und Galeeren ausrüsten und wohl beschlagen und darauf alles Volk nach Venedig übersetzen. Denn ich gelobe Euch beim Gotte Mahomets und meiner Treue, daß, so ich über das Meer komme und den König Dagobert treffe, so werde ich ihn mit diesen meinen eigenen Händen erwürgen, und will mich nicht eher schlafen legen, bis daß ich mit meinem Heerhaufen in Paris eingezogen bin, daselbst Haus und Hof gehalten und ganz Frankreich bezwungen habe. Das Land aber soll Euch gegeben sein, König von Babylon!“ Dieser muthigen Rede war der Sultan sehr froh und er dankte dem Riesenkönig wegen seines hohen Erbietens. Er hatte keine Ruhe mehr, bis die Schiffe zugerüstet und mit Erz wohl beschlagen waren, zweitausend an der Zahl. Dann ordnete er die Wachen in seinem Lande und schickte sich zur Abfahrt an. — Der Sultan hatte zwanzig Weiber und mit ihnen dreißig starke Söhne und einige Töchter gezeugt. Unter diesen war ihm aber vor allen seinen Kindern Eine lieb, die war eine überaus schöne Jungfrau, und so schön, daß man meinte, es sei in der ganzen Heidenwelt kein holdseligeres Mädchen geboren. Ihr Leib war zierlich und edel gewachsen, ihr Mündlein war roth wie Rubin, ihr Hals weiß wie Milch und ihr Angesicht schimmerte lieblich wie eine Rose. Dazu hatte sie durchsichtige Aeuglein, die waren so klar wie Falkenaugen, ja nichts an ihrem ganzen Leibe war zu finden, das nicht untadelhaft und vollkommen gewesen wäre, und so wäre sie wohl der schönen Helena aus Griechenland zu vergleichen

gewesen, um deren Schönheit willen einst der trojanische Krieg entbrannt ist. Ihr Haar glich an Glanz und Farbe dem gelben Dukatengolde und sie wußte es gar zierlich aufzubinden. Gold, Perlen und Edelgestein glänzten ihr an Haupt und Hals und ihre Gebärden waren überaus holdselig. Diese Jungfrau, welche Marcebilla hieß, trat vor ihren Vater, den Sultan von Babylon, und bat ihn mit freundlicher holdseliger Rede, er möge ihr vergönnen, mit ihm über Meer zu fahren, denn sie hatte ein großes Verlangen Frankreich zu sehen. Auch sagte sie: „Da Ihr Willens seid mich zu vermählen, so werde ich sehen, wenn Ihr mich mit gen Frankreich nehmet, welcher König streitbar ist; denn wahrlich dem allein, welcher am ritterlichsten streitet, werde ich Liebe und Gunst zuwenden und ihn zum Gemahl nehmen. Rächet den Schaden, den Euch Frankreich gethan hat, und wenn es Euch gefällig ist, so schenket mir das Haupt des Königs Dagobert." — „Ja, beim Mahomet, Du sollst es haben und mit mir ziehen!" erwiderte der Sultan und darauf ging er mit allen Fürsten und Herren zu Schiff. Es bestieg aber der Sultan mit seiner schönen Tochter und mit den dreißig gekrönten Fürsten, welche ihn begleiteten, keine gewöhnliche Galeere, sondern einen herrlichen Dreimaster, auf dem standen vier Adler aus klarem, lauterem arabischen Golde, welche ihre Köpfe und Schnäbel gegen Frankreich kehrten. Auf diesem Schiffe saß der Sultan von Babylon und ihm zur Seite seine Tochter Marcebilla. Der Wind wehte günstig und füllte die Segel, dazu arbeiteten die Ruderer ohne Unterlaß, so daß sie nach wenigen Tagen bei Venedig vor Anker gingen. Die Heiden hatten den Plan zu dem Kriege, welchen sie führen wollten, im Voraus sorgfältig entworfen; und dem gemäß schlugen sie ihr Lager in Venedig auf und verwüsteten einen Monat lang alles umliegende Land mit Sengen und Brennen. Wie Drachen ritten sie durch Städte und Dörfer, schonten weder Weib noch Kind,

weder Alt noch Jung, und ließen auf ihrem ganzen Wege an Häusern und Kirchen keinen Stein auf dem andern. Da geriethen die Fürsten und Herren der Christenheit, so viele ihrer in der Umgegend hausten, in große Noth und gaben sich in den Schutz des Königs von Frankreich. Es entstand eine große Flucht und durch diese erfuhr König Dagobert zuerst von dem Einfalle der Heiden. Als die flüchtigen Fürsten ankamen, trafen sie den frommen Dagobert über dem Bau des schönen Münsters zu St. Dionys und sprachen zu ihm: „Seid von uns gewarnt, Herr König, und versehet Euch wohl mit Kriegsvorrath, denn die Zahl der heidnischen und türkischen Feinde ist sehr groß. So Eure Macht nicht gut bestellt ist, so sind wir Alle verrathen und verloren!“ Darauf gaben sie ihm noch nähere Kunde von all den gewaltigen Streitkräften, welche gegen Frankreich aufgeboten worden waren. Der König war zwar auf solchen feindlichen Anfall keineswegs vorbereitet, doch faßte er sich bald und wendete sich mit christlicher Zuversicht an seinen Schutzpatron und sprach: „Heiliger Dionys! beschirme Dein Frankreich vor allem Unglück! Wenn die Türken und Heiden Herr über uns werden, so wird Dein Münster nimmer Dir zu Ehren vollendet werden; die Ungläubigen werden diese heiligen Mauern niederwerfen oder sie zu einem schändlichen Götzentempel entweihen. Darum, heiliger Dionys, beschirme Deine Stadt Paris!“ Hierauf schickte der König Dagobert seine Boten aus an alle Herren der Christenheit, vornehmlich aber an den römischen Kaiser Octavianus, die überbrachten an alle Fürsten die Bitte, sie möchten um Gottes willen mit ihrer Heeresmacht bei Paris zusammenkommen, auf daß ihm und ihnen geholfen werde. Nicht lange, so erhielt der König gute Botschaft und freundliche Zusage, und indeß er sich selbst mit den Seinen rüstete, trafen seine Bundesgenossen einer nach dem andern ein. Es kam aber über Meer der König von Holland und führte vierzehntausend Mann; der König aus

Irland kam mit funfzehntausend Mann, lauter beherzte Leute, und der König von England führte eine Macht, so nicht zu beschreiben ist. König Dagobert ritt ihnen mit großer Pracht entgegen und dankte ihnen aufs freundlichste für ihre Hilfe. Es lagerte sich jeder König vor einem andern Thore, und als die Heiden allmählig näher kamen und nicht fern von der Stadt ihr Lager aufschlugen, da fiel schon hier und da ein Treffen vor, noch ehe König Dagobert die Erlaubniß dazu gegeben hatte. Die Christen waren sehr streitlustig und sprachen einer zum andern: „Wollte Gott, König Dagobert gestattete es uns, so würden wir bald unsern Muth an den Türkenhunden kühlen.“ Es kam auch endlich der mächtige Kaiser Octavianus mit seinen Römern auf einem andern Wege gar stark herangezogen bis an die Stadt Paris. Fast wäre er zu spät gekommen, denn die Heiden waren schon weit in Frankreich vorgedrungen, doch kam er ihnen noch immer zu früh. Der Kaiser Octavianus hatte aber seiner Frau und seiner Kinder immer noch nicht vergessen, sondern er dachte gar oft an sie und konnte sich dabei niemals der Thränen erwehren. Er war nun willig nach der Stadt Paris gezogen, denn er dachte sich hier seines Leides einigermaßen entschlagen zu können. Wie er nun sah, daß alle Könige mit ihren Heeren außerhalb der Stadt ihr Lager aufgeschlagen hatten und vor den Thoren selbst kein Platz mehr war, so lagerte er sich mit den Seinen in der Vorstadt St. Germain. Als der König von Frankreich erfahren hatte, daß Kaiser Octavianus wohlgerüstet mit dreizehntausend Kriegern gekommen sei und vor St. Germain das Lager bezogen habe, so ritt er zu ihm mit großer Pracht in sein Zelt und bat ihn freundlich, er wolle in seinem eigenen Palast zu Paris seine Herberge nehmen. Der Kaiser dankte ihm aufs höflichste und sagte ihm, daß er diese erste Nacht bei seinem Volke im Lager bleiben wolle. Wie nun hierauf der Kaiser mit dem Könige Dagobert durch das Lager ritt, da sah

er ein stattliches Haus, wie es ein gleiches nicht in der Vorstadt St. Germain gab, und fragte den König: „Sagt mir, Herr König, weß ist das große und schöne Haus, was da vor uns stehet? Seine Mauern sind hoch und stark, und der es gebaut, hat sich die Arbeit nicht verdrießen lassen, sondern viel Kunst und Fleiß darauf verwendet. Ohne Zweifel ist der Hausherr, welcher es bewohnt, hoch angesehen!“ — „Nein, wahrlich, das ist er nicht! sprach der König; das Haus gehört einem meiner Bürger, Clemens mit Namen; aber er ist ein verständiger Mann, der durch seine Klugheit, viel Sorgen und Mühen endlich zu solcher Wohlhabenheit gediehen ist. Er ist vor Jahren über Meer gewesen und da hat er ein fremdes Kind mit sich gebracht, aus dem ist ein so schöner und adliger Jüngling geworden, wie man kaum Einen in Paris sehen kann!“ — Als dieß der Kaiser Octavianus vernahm, da entfuhr ihm ein Seufzer um den andern, so daß er sich des Weinens kaum enthalten konnte. König Dagobert merkte seine Bekümmerniß und fragte ihn freundlich, was ihm doch auf dem Herzen liege. Da hielt der Kaiser Octavianus nicht länger zurück, sondern erzählte aufrichtig, wie es ihm mit seinem Weibe und seinen Kindern ergangen sei. Der König Dagobert schüttelte sein Haupt und strafte den Kaiser mit weisen Worten, daß er so rasch gehandelt und sich nicht genauer nach der Sache erkundigt habe. Auch verschwieg er ihm nicht den Verdacht, den er hege, daß nämlich des Kaisers Mutter die Urheberin all dieses Uebels sei. „Wenn aber Eure Frau und Eure Kinder noch leben, fügte er hinzu, so getröstet Euch Gottes, der stark genug ist sie zu schirmen und wohl auch Eure Unlust noch in Freude zu verkehren vermag!“ Hierauf beurlaubte sich der König Dagobert bei dem Kaiser und ritt nach seiner Stadt Paris zurück. Der Kaiser Octavianus aber blieb mit großem Kummer in St. Germain. — Die Türken und Heiden zogen indeß immer mehr Heeresmacht an sich und verderbten auf ih=

rem Durchmarsch das ganze Land. Vor der großen Heerschaar zog ein Haufe von zehntausend Mann voraus, die hatten kein Erbarmen mit den Christen, sondern schlugen Mann und Weib und selbst die unschuldigen Kindlein zu Tode. Dann erhob sich Heulen und Jammern im ganzen Lande, und in den ersten Tagen des Aprilmonats kam diese Vorschaar vor die Mauern von Paris und schlug daselbst ihr Lager auf. Nicht lange nachher kam auch der Sultan von Babylon. Er war aber in eitel Gold gekleidet; auf der Brust seines Rosses hing ein güldenes Kleinod mit Demanten und Rubinen besetzt; sein Bart war weiß wie Schnee und so lang, daß er bis an den Sattelknopf reichte; sein Haupt trug er gar stolz empor und goldene Knöpfe zierten dasselbe; er hatte große Augen und einen stattlichen Wuchs, so daß man nicht leicht einen Mann seines Gleichen finden mochte. Sein Pferd hatte auf der Stirn ein gekrümmtes Horn, aus lauterem Golde geschmiedet. Neben dem Sultan ritt seine Tochter Marcebilla, die war aufs Köstlichste gekleidet und mit Kleinodien geschmückt. An der Stirn ihres Pferdes hing eine goldne Sonne, mit einem Rubin, einem Smaragd und einem Demant und vielen Perlen des Morgenlandes schön verziert. Schöne Jungfrauen, Töchter von Königen und Herren, ritten, dreihundert an der Zahl, vor und nach ihr, die wären manches guten Gesellen Freude gewesen. Auch den Gott Mahomets führte der Sultan auf einem vergoldeten Wagen mit sich und betete ihn täglich auf seinen Knieen an. Also war er Tag und Nacht geritten, um so eher den König von Frankreich zu begrüßen, und nun war er endlich vor Paris erschienen und ließ sein Zelt so prachtvoll aufschlagen, daß es wohl höher zu achten war als manches Fürstenthum. Er übernachtete in demselben mit seiner vornehmsten Ritterschaft, stellte aber sorgfältig Wachen aus und schickte Kundschafter aus, um das christliche Heerlager auszuforschen. Diese kamen zurück und meldeten dem Sultan,

daß sie die Christen alle in guter Ordnung, auch Thore und Mauern wohl besetzt gefunden hätten; das Heer derselben aber sei so gewaltig, daß es unmöglich gewesen wäre, die Zahl der Krieger zu erkunden. Es war aber bei dem Sultan eben der Riesenkönig zugegen, der ward sehr zornig über ihre Rede und sprach zu dem Sultan: „Ich will nicht Ruhe haben, bis diese Stadt sammt dem ganzen französischen Lande zerstört ist, so daß kein Stein auf dem andern bleibt!“ Viele Türken aber, die auch jene Botschaft vernommen hatten, entsetzten sich vor den Christen und meinten heimlich in ihren Herzen: „Ach, wenn wir doch zu Hause geblieben wären.“ Nachdem die Boten wieder waren entlassen worden, da kam die Jungfrau Marcebilla vor ihren Vater und bat ihn mit holdseligen Worten, daß er ihr vergönnen möge vor die Stadt Paris zu reiten, weil sie große Lust habe dieselbe von Nahem zu sehen. Der Sultan erlaubte es ihr auch, befahl sie jedoch in den Schutz des Riesenkönigs, worüber dieser nicht wenig erfreut war, denn er fand auf diese Weise eine Gelegenheit sich bei dem Sultan in Gunst zu setzen, und überdieß war er der Jungfrau von Herzen hold und zugethan. Den Franzosen und ihren Verbündeten ging der Muth nicht aus, als sie die Ungläubigen so nahe an die Stadt Paris rücken sahen, und sie schwuren zusammen, daß sie sich alsbald mit ihnen messen wollten. Da sprach der König von Spanien: „Ich will den ersten Angriff thun;“ und Octavianus der Römer Kaiser rief: „Ich will Mann für Mann wider den Sultan streiten!“ und deßgleichen gelobten auch die Könige von England und Schottland zu thun. Ein Jeglicher aber wappnete sich und rüstete sich zur Schlacht.

Florens streitet wider den Riesen und erlegt ihn.

Während sich König Dagobert und die übrigen Könige sammt allem Volke zur Schlacht gegen die Heiden vorbereiteten, kam ein

ungestalteter Bote aus dem heidnischen Lager, der hatte auf dem Rücken einen großen Höcker und seine Augen standen eine Hand breit auseinander. Dazu hatte er noch krumme Schenkel, eine plattgedrückte Nase, einen dicken Kopf und war über alle Maßen häßlich anzusehen. In seiner Hand trug er statt einer Peitsche ein Seil mit scharfen Knöpfen, mit dem schlug er sein Pferd zwischen die Rippen. Wie ihn also einige Franzosen daher kommen sahen, liefen sie alsbald in seine Nähe und staunten ihn an wie ein Meerwunder. Der häßliche Kerl aber ritt durch die französischen Heerhaufen und schrie mit gellender Stimme: „Wo ist Dagobert, König von Frankreich, welcher Ehre und Ruhm in der Stadt Paris behauptet? Ich bringe ihm Botschaft von meiner gnädigen Herrin, der Tochter des mächtigen Sultan von Babylon, und habe mit ihm zu reden.“ Da dieß die Franzosen hörten, wunderten sie sich alle, daß ein so haarnger häßlicher Kerl zum Boten erkiest sei; führten ihn aber doch vor den König, damit sie hörten, was sein Anbringen wäre. Als nun aber der mißgestaltete Mensch vor den König kam, kniete er nieder und sprach mit gellender Stimme zum König und allen anwesenden Herren: „Merket auf, Herr König in Frankreich! Meine gnädigste Herrin Marcebilla, Prinzessin von Babylon, entbeut Euch, daß sie gekommen sei, Euch und das Eurige zu verderben. Darum hat sie das Land verwüstet und jetzt ihr Lager vor dem Thore von Paris, auf dem Berge aufgeschlagen, welcher Montmartre genannt wird; läßt Euch auch fragen, ob Ihr gemuthet seid die Stadt Paris zu beschirmen, oder ob Ihr gutwillig Euch ergeben wollet? Weiter entbeut sie Euch, daß morgen zur rechten Tageszeit ihr Geliebter vor der Stadt Paris erscheinen wird im Panzer und mit Schild und Speer, wie es einem Streiter geziemt, und derselbe bereit ist mit dem mannlichsten Ritter zu kämpfen, den Ihr unter Euch finden möget. So Ihr aber keinen unter Eurer Ritterschaft findet, der es mit

ihm wagt, so wird der Kämpfer meiner gnädigsten Frau doch nicht unbestritten von Paris abziehen, sondern morgenden Tages wird die Stadt Paris von ihm bestürmt werden. Darum, Herr König, bedenket Euch kurz, was Ihr zu thun gedenket!“ Darauf erwiderte der König: „Lieber Freund, so der Liebhaber Deiner Herrin Lust zu streiten hat, so soll ihm dieß wohl gewährt werden, und mag er sich morgenden Tages zur rechten Stunde auf dem Kampfplatz einfinden.“ Da sagte der Bote dem Könige großen Dank, fügte aber noch hinzu: „Doch wahrlich, es wird Euch gereuen, denn ehe ein Monat vergangen ist, wird meiner Herrin Liebling Eure königliche Krone auf seinem Haupte tragen und Euer Volk getilgt und ausgerottet haben!“ Mit solchen Worten schied er vom Könige, ritt eilend zurück zu der Tochter des Königs von Babylon und meldete ihr was er mit seiner Botschaft ausgerichtet habe. Als solches der Riesenkönig vernahm, da wußte er sich kaum zu lassen vor Freude und verhieß der Jungfrau, daß er am nächsten Morgen sicher vor der Stadt Paris erscheinen und allen Franzosen Fehde ansagen wolle; ja, wen er in seine Gewalt bekäme, den wolle er mit seinen Händen in Stücke zerreißen. Dieß gefiel der Jungfrau und sie lobte ihn um seiner muthigen Rede willen. Am andern Tage vor Sonnenaufgang wappnete sich der Riesenkönig vom Kopf bis zu den Füßen, nahm aber weder Spieß, noch Speer, noch Hellebarde, sondern allein sein gewaltiges Heidenschwert. Auch wollte er auf kein Roß sitzen, sondern frei und ledig zu Fuß gehen, denn er war bei zwölf Schuh lang. Nachdem er seine Rüstung angethan, trat er vor die Jungfrau, beurlaubte sich und ging geraden Weges nach Paris zu. Wie er vor die Stadt gekommen war, da zog er sein Schwert heraus und schrie mit lauter Stimme: „Ich streite, ich streite für meine Herzallerliebste. Wer da Lust hat, der komme, so will ich sein nicht fehlen!“ Wie die in Paris solches Geschrei vernahmen, da lie=

fen sie eilend auf die Mauern, und als sie den entsetzlichen Riesen gewahrten, erschracken sie über alle Maßen und wagte sich Keiner vor die Mauer hinaus. Auch König Dagobert wurde nicht freudig zu Muth, wie ihm der Riesenkönig gezeigt wurde. „Heiliger Dionysius, rief er, schirme Dein Münster und bitte Gott für uns, auf daß uns die Ungläubigen nicht verderben.“ Es war aber kein Fürst noch Herr, der es wagen wollte mit dem Riesen zu streiten, bis ein junger edler Ritter aus Frankreich vortrat und sprach: „Fürwahr, wir sind nicht eines faulen Apfels werth, wenn Keiner unter uns ist, der Herz hat diesen Feind zu bestehen! Bringet mir Harnisch, Schild und Speer, Stiefel und Sporen, zumeist jedoch mein Pferd und mein Schwert; denn ich habe Lust mit dem Riesen zu streiten!“ Da ward der Ritter in Eile gewappnet und hatte ein gutes Roß, das er bestieg. Er nahm seinen Speer in die Hand und ritt, sich zu versuchen, einigemal die Gasse auf und ab, dann beurlaubte er sich bei dem Könige, der große Freude an ihm hatte, und das Stadtthor ward ihm aufgethan. — Als nun der junge Held auf dem freien Felde war, da ritt er alsbald auf dem kürzesten Wege nach dem Riesen hin. Die Franzosen lagen auf den Zinnen der Mauer und wollten sehen wie er sich helfen würde. Wie der Riese den christlichen Ritter ersah, wurde er fast zornig, denn er achtete es für einen Spott, daß er mit einem so kleinen Männlein streiten sollte. Doch der Ritter rannte muthig wider den Riesen und stach ihm durch dem Panzer. Aber der Speer drang nicht in den Leib des Riesen und dieser stand unerschütterlich wie ein Thurm. Dabei war er nicht träg, sondern ersah sich seines Vortheils und that eh sichs der Ritter versah einen solchen Griff nach ihm, daß er ihn am Halse erwischte, ihn aus dem Sattel hob, wie eine Feder auf seine Achsel legte und mit ihm gemächlich dem heidnischen Lager zuschritt. Da lag der Ritter auf der Schulter des Riesen und konnte sich nicht

führen, so fest hatte ihn der Riese. Aber in seinem Herzen schrie er zu Gott und allen Heiligen um Hilfe, denn ihm war nicht anders als ob ihn der lebendige Teufel gepackt hätte und trüge ihn geraden Weges der Hölle zu. Der Riese eilte zu seiner Herzliebsten, der schönen Jungfrau Marcebilla. Er wurde von ihr gar freundlich empfangen, und nachdem er sie mit gefälligen Worten begrüßt, setzte er seinen Gefangenen vor ihr auf den Boden und gab ihn der Jungfrau zum Geschenk. Der junge Ritter aber meinte nicht anders, als daß er nun auf der Stelle werde sterben müssen. Doch die Königstochter hatte Erbarmen mit ihm, denn im Grund ihrer Seele war sie den Christen nicht feind; sie drang aber mit strengen Worten in ihn, daß er gestehen solle, warum gerade er, ein also kleiner Mann, wider den Riesen zum Streit gezogen sei. Da erzählte ihr derselbe denn, wie es gekommen war, und kniete dann ehrerbietig vor der Prinzessin nieder. Diese bewunderte seine Kühnheit, hieß ihn den Panzer von sich legen und sich gütlich thun. Da meinte der Ritter erst recht, daß es ihm nun an das Leben gehen werde; doch es ward ein gutes Mahl aufgetragen und um seinen ritterlichen Muth zu ehren, hieß ihn die Fürstin zu Tische setzen und fröhlich sein. Nun merkte er wohl, daß ihm die Jungfrau das Leben schenken wollte und dankte ihr, indem ihm die Thränen in die Augen traten. Es ward aber ein prächtiges Nachtmahl mit großer Freude und Frohlocken gefeiert, um des Sieges willen, welchen der Riesenkönig im Felde gewonnen hatte. Des folgenden Morgens grüßte die Jungfrau ihren Liebsten und der Riesenkönig bat sie mit zierlichen Worten um einen Kuß, als erstes Zeichen ihrer Liebe. Die Jungfrau aber wies ihn zurück, indem sie sagte: „Ja, so Ihr mir den König von Frankreich bringet, wie Ihr mir diesen Ritter gebracht habt, dann werde ich Euch einen freundlichen Kuß geben.“ Ueber solches Versprechen freute sich der Riese hoch, neigte sich tief vor der Dame

seines Herzens und wappnete sich dann abermals zum Streite. Nicht lange nachher erscholl seine gewaltige Stimme dicht vor dem Thore von Paris: „Hier steh ich bereit alle Stunden zum Streit, gesandt von Marcebilla, meiner Geliebten! Höre mich, König Dagobert, denn Dir soll es übel ergehen, so Du Deine Stadt Paris nicht in unsere Hände gibst! Du wirst keinen Ritter mehr finden, der mit mir streiten mag!“ — Es waren auch wirklich alle Fürsten und Herren zu Paris so erschrocken, daß keiner Lust empfand, es wider den Riesen zu wagen. Dagobert, der fromme König, schaute um sich und sprach: „Nun denn, so wappnet mich behend, denn ich selbst will Leib und Leben gegen diesen teuflischen Riesen wagen und mit Gottes Hilfe ihn umbringen; wo nicht, so mag er mich zu Tode schlagen! Heiliger Dionys, du wirst nicht dulden, daß Dein Münster unvollendet bleibe, darum komme Du mir zu Hilfe.“ — Wie der Kaiser Octavianus diese Worte hörte, da sprach er zu Dagobert: „Das wolle Gott nicht, daß Ihr selbst mit dem Riesen kämpfet, vielmehr erlaubt, daß ich hingehe und den Kampf wage!“ Das wollte wieder der König von Frankreich nicht gestatten und so stritten sie mit einander um die Ehre des Kampfes. — Während solches geschah ging der Bürger Clemens durch die Straßen von Paris und hinter ihm anstatt eines Dieners sein Sohn Florens. Da sahen sie nun die Fürsten auf dem Balkon des Schlosses gar traurig bei einander stehen und Florens fragte seinen Vater, worüber jene so bekümmert wären. „Ach lieber Sohn, sagte Clemens, Du weißt ja, daß die Ungläubigen vor Paris liegen. Nun ist unter ihnen ein mächtiger Riesenkönig, der Liebhaber der Tochter des Königs von Babylon, der fordert männiglich zum Kampf heraus. Es will sich aber Keiner an ihn wagen, weder Herr, noch Ritter, noch Knecht, denn er hat ganz plötzlich einen mannlichen Ritter überwunden, als ob er ein neugebornes Kindlein gewesen wäre

Darüber sind die Fürsten so erschrocken; denn wäre nur der Riese besiegt, so möchten die übrigen Heiden bald aus dem Lande geschlagen werden.“ — „Wie? sprach Florens, hat denn der Riese den Ritter gefressen?“ — „O nein, entgegnete Clemens, er nahm ihn sammt seinem Panzer auf die Achsel und trug ihn so nach dem Zelte der Jungfrau.“ — „Ei, rief der Jüngling, wenn mir doch solches widerführe, das sollte mich wenig schrecken! Mit Jungfrauen ist gut handeln!“ — „Lieber Sohn, erwiderte der Vater, Du bist wohl ein wackrer und frischer Junge; aber denke nur wie stark und groß der Riese ist. Es ist wohl kein Wunder, wenn die Fürsten bekümmert sind.“ — Nun begann Florens seinen Vater inständig zu bitten, daß er ihn möge seine Stärke versuchen und mit dem Riesen streiten lassen. „Hab ich doch, sprach er, einmal ein Pferd, welches mich theuer genug zu stehen kommt!“ Clemens redete lange und nach allen seinen Kräften dem Jüngling sein tollkühnes Vorhaben aus, dieser aber drohte endlich, daß er so wie er stånd, ohne Waffen, sich an den Riesen machen wolle. Da ward der Vater zornig und rief: „Nun so fahr hin und lebe nach Deinem Willen! Wenn Du aber meinem Rathe folgtest, so bliebst Du daheim und ließest den Riesen in Frieden. Ich kann Dir keinen schönen und festen Harnisch geben. Einen alten Krebs habe ich, den hat der Rost zerfressen und die Armschienen sind voller Schmutz. Seit dreißig Jahren habe ich kein Waffenstück mehr auf dem Leibe gehabt und mein Spieß ist krumm und schwarz von Rauch. Ich bin lieber hinter dem Ofen gesessen als zu Feld gezogen, denn Harnischtragen bringt selten Nutzen, wohl aber viele Schläge!“ — „Vater, sagte Florens dagegen, das schadet Alles nichts; gebt mir nur das alte Eisen wie es ist. So rostig Eure Waffen auch sind; ich will schon Ehre mit ihnen einlegen. Und wenn ich auch schöne glänzende Waffen dafür kriegen könnte, die alten wären mir lieber.“ — „Nun,

so will ich Dir die rostige Rüstung holen, sagte Clemens verdrießlich, ich weiß ja, daß Du damit nur ausgelacht wirst. Aber Gott der Allmächtige möge Deine Seele bewahren, wenn Du auf Deiner Tollheit bestehst.“ — Nun war Florens vergnügt und stak gar bald in dem rostigen Harnisch. Vater Clemens setzte ihm den alten Helm auf, der war inwendig voller Spinnweben und von außen ganz schwarz; Mäuse und Ratten hatten lange in ihm genistet. Auch das Schwert gab er ihm, das hatte dreißig Jahre nicht die Scheide verlassen und war so eingerostet, daß es sich nicht wollte herausziehen lassen. Da nahm es Clemens beim Kreuz und sein anderer Sohn Claudius faßte die Scheide, und zogen so hart, daß endlich Beide rücklings sich niedersetzten und hatte Clemens das Schwert und Claudius die Scheide in der Hand behalten. Die Beiden hätten lieber geweint als gelacht, dem Florens aber gefiel es, daß er scherzend zum Vater Clemens sagte: „Wahrlich, Vater, Ihr habt schon lange keinen Zückfrevel bezahlt, das merkt man Eurem Schwerte an!“ Clemens sagte dagegen: „Weißt Du was, mein Sohn, hänge das Schwert lieber ohne die Scheide um, dann brauchst Du beim Ausziehen nicht auf den Rücken zu fallen.“ So wechselten sie Scherzreden mit einander, dann aber brachte Clemens dem Florens das Roß, welches dieser mit seines Vaters Gelde erstanden hatte. Das Pferd war stattlich anzuschauen, wohl gesattelt und gezäumt; da lachte dem Florens das Herz im Leibe, als er das edle Thier erschaute, schwang sich hinauf und rief: „Wo ist der Riesenkönig? Nun gebt mir nur noch den Speer.“ Da brachte ihn Vater Clemens herbei, er sah aber gar kläglich aus, denn er hatte seit langen Jahren als Hühnersteige Dienst gethan. „Nun, fahr wohl, lieber Sohn! sprach Clemens: Gott möge Dir Gnade verleihen, daß Du Ehre einlegst an diesem Tage. Ich will Dich bis zum Stadtthor begleiten und auf der Zinne Acht haben, wie es mit Dir geht. Je

tüchtigere Streiche Du dem Riesen versetzest, desto mehr wirst Du mir lieb sein!" — „Vater, sagte Florens, ich will Euren Willen thun, so ichs vermag. Noch an diesem heutigen Tage soll König Dagobert des Riesen Haupt erhalten." Hierauf nahm Florens auch von seiner guten Pflegemutter Abschied, welche herzliche Thränen um ihn weinte, und von seinem Bruder Claudius. In seiner rostigen Rüstung ritt er durch die Straßen von Paris und Clemens ging neben ihm. Die Bürger aber, welche ihm begegneten, blieben stehen und spotteten seiner. „Ei seht, rief einer, welch ein stattlicher Ritter, wie sauber seine Rüstung ist und wie sie so lustig in der Sonne flammt!" — „Lasset ihn nur reiten, sagte ein anderer, der wird uns großen Nutzen schaffen. Wenn den die Heiden sehen, kriegen sie einen solchen Schreck, daß alle davon laufen." — „Was wettet Ihr, rief ein dritter, der will wider den Riesen streiten und des Königs von Babylon Tochter freien." Die Fürsten und Herren hatten nicht weniger ihr Gespött mit ihm, Florens aber stellte sich als ob er nichts hörte und ritt ruhig fort bis zum Thore. Zu derselbigen Stunde war der Riesenkönig abermals vor das Thor gekommen und hub zu schreien an: „Ihr Pariser, Ihr Bastarde, wollet Ihr nicht das Thor aufthun? Es soll Euch wahrlich übel ergehen, denn Ihr müßt alle von meiner Hand sterben und Euer Gott vermag nichts dawider. Euren König Dagobert werde ich an den Galgen henken, und was nicht umkommt, das soll schmählich von Stadt und Land gejagt werden und nimmermehr wiederkommen!" Die Wächter auf den Thoren hörten das freche Schreien und zeigten es den Fürsten und Herren an, welche sich nicht wenig darüber entsetzten. Florens aber, wie er des Riesen Geschrei vernahm, hatte keine Ruhe mehr, und die Wächter mußten ihm das Thor aufthun und ihn hinaus lassen. Da liefen nun die Bürger von Paris auf die Mauern, denn sie merkten jetzt, daß der rostige Ritter wirklich

nichts Andres im Sinne habe als mit dem Riesen zu streiten. Es setzte sich aber auch der gute alte Clemens auf die Mauerzinne, um seinen Sohn sehen zu können, und rief noch seinen Segen auf ihn herab. Florens sprengte aber schon gegen den Riesen zu, und als dieser ihn kommen sah, da rief er ihm entgegen: „Fürwahr, Du glänzender Ritter, Du magst dem billig Dank sagen, der Dich gewappnet hat. Beim Gotte Mahomets, Dein Harnisch und Deine Rüstung sind lustig anzusehen, ich meine, Du hast wohl eine Pfütze zur Rüstkammer. Was willst Du? Warum kommst Du hierher? Du bist doch nicht mit mir zu streiten gemeint? Kehr um, alter Degen, und sage Deinem Könige Dagobert, er solle selber kommen, mit mir zu streiten. Mit einem so verrosteten Ritter zu kämpfen brächte mir Schande!“ Als er diese schimpflichen Worte vernahm, zitterte Florens vor Zorn und sprach zum Riesen: „Hei, spotte nur, Du ungeschlachter Wicht, Du sollst bald süße Worte machen! Dein Haupt will ich dem König Dagobert übergeben, kein anderes Geschenk verlang ich von Dir!“ Nach diesem rannte Florens mit seinem guten Pferde gegen den Riesen und sprach ein leises Gebet. Da stand ihm Gott in seinem ersten Ritte bei, daß er den Riesen mit dem Speer auf den Boden rannte. Er hatte ihn durch und durch gestochen, daß ihm der Spieß eine Klafter lang aus dem Rücken ragte. Das Blut schoß zur Erde wie Wasser aus einem Röhrbrunnen und der Riese war mit seinem eigenen Blute besudelt bis an die Fersen. Wie der alte Clemens auf der Mauer jenen Stoß sah, da dankte er Gott mit großen Freuden und sprach: „Gesegnet sei die Stunde, in der ich Dich über Meer getragen habe!“ Der Riesenkönig schäumte vor Zorn über den bösen Stoß, lag auf der Erde und holte mit seinem gewaltigen Schwerte aus. Florens aber gedachte des Ritters, den der Riese hinweggetragen hatte, und auf daß es ihm nicht eben so gehe, wich er ein wenig mit seinem Pferd auf die Seite und faßte des Riesen

Streich mit seinem rostigen Schwerte auf, welches er nicht zu ziehen brauchte, da es ihm ohne Scheide an der Seite hing. Dann holte auch er zu einem Streiche aus und traf so gut und stark, daß er dem Riesen den linken Arm abschlug, daß derselbe auf die Erde fiel. Den Streich sah Clemens abermals und schrie: „Gott stärke Dich! Mein Herz freut sich, wenn es Dich ansieht! Glückselige Stunde, wo ich mir diesen Sohn gekauft! Wahrlich, das Geld, welches Du um das Pferd gegeben, das hast Du wohl angelegt! Deines rostigen Harnisches wird kein Franzose mehr spotten! Schlag ihm den andern Arm auch entzwei, mein Sohn, daß er sich in den Tod geben muß!“ Florens hörte das Geschrei und sah wie Alle mit seinem Vater voller Freuden waren, die auf der Mauer standen. Den Riesen grämte sein Arm und er sprach in großem Zorn: „Du Bösewicht hast mit Deinem rostigen Schwerte mir einen übeln Schlag versetzt und mich schwer beschädigt. Meine aber nur nicht, daß Du mich überwunden habest. Nein, beim Gotte Mahomets, und wenn fünf starke Ritter Dir zur Seite ständen, sie müßten alle mit Dir sterben!“ — Florens rief dagegen: „Du lügst! Mit mir ist der lebendige Gott!“ Dabei nahm er sein Schwert in beide Hände und that auf den Riesen einen harten Streich, davon ihm der Helm vom Kopfe fiel. Der Riese aber war auch nicht unbehend, er packte den Florens bei seinem Schilde und gedachte ihn damit an sich zu ziehen. Florens aber ließ den Schild fahren, daß ihn der Riese in der Hand behielt. Der schleuderte den Schild hoch in die Luft, daß ihn Florens nie wieder bekäme, und schlug darauf ernstlich auf diesen ein. Er traf ihn auch mit der Faust so auf den Schenkel, daß Florens fast rücklings vom Pferde gestürzt wäre, doch kam er alsbald wieder in den Steigbügel. Clemens auf der Mauer hatte das Alles gesehen und schrie nun in großer Angst: „Mein Sohn Florens, ich glaube Du schläfst. Erwache von Deinem Schlummer, denn wenn Du

von dem Riesen überwunden wirst, so ist ganz Frankreich verloren!“ Florens hörte das Geschrei seines Vaters und machte sich mit seinem Schwerte wiederum an den Riesen. Er versetzte ihm einen solchen Streich auf die Schulter, daß ein großes Stück des harten cappadocischen Leders, in welches der Riese gekleidet war, zur Erde fiel sammt einem Stück von des Riesen eigenem Fleische. Das Blut lief zu Boden, als ob ein Stier geschlachtet worden wäre, und wie der Riesenkönig sein Blut so fließen sah, da wäre er lieber bei der schönen Jungfrau Marcebilla gewesen, denn er empfand Einen über sich, der war sein Meister, und solchen hatten seine Augen noch nie gesehen. Bald aber erholte er sich von seinem Entsetzen und eilte mit großem Grimm auf Florens zu. Dieser wich einige Schritt hinter sich, doch der Riese verfolgte ihn, schlug und traf sein Roß zwar nur mit dem flachen Schwerte, doch so, daß es taumelnd zur Erde stürzte. Florens lag dem Roß auf dem Rücken, säumte nicht lange, sondern sprang herab auf seine Füße. Es kam ihm jedoch eine Sorge an, daß er den gewaltigen Riesen im Kampfe zu Fuß nicht werde bestehen können. Die Ritter, welche auf der Mauer standen und zusahen, schrieen alle mit Einer Stimme: „O du starker Gott, komm unserm jungen Ritter zu Hilfe, daß er den grimmen Verfolger Deiner Christenheit überwinden möge!“ Der alte Clemens hob seine Hände empor und betete. Dem Riesen machte das Angstgeschrei auf der Mauer wieder Muth, daher trat er auf Florens zu und sagte ihm: „Nun ist Deine letzte Stunde gekommen. An diesem Tage will ich Frankreich in Dir überwinden. Obschon Du mir einen Arm abgeschlagen hast, so soll es mir doch nicht schaden, denn ich habe einen Arzt, der weiß auch solche Wunden wieder zu heilen.“ Florens dagegen sprach: „Ich habe noch viel bessere Hilfe bei mir. Mit mir ist der lebendige Gott und seine Gnade! Obwohl Du mir den Schild genommen hast, so sollst Du mich doch nicht überwinden.“ — „Laß sehen, schrie

der Riese, wie stark Dein Gott ist!" Dabei schlug er so gräßlich mit seinem großen Schwert auf Florens los, als wollte er ihn mit Einem Streich von einander hauen. Florens aber war

viel zu behend, sprang aus dem Streich und wehrte sich so ritterlich, daß ihm der Riese keinen Schaden zu thun vermochte. Der ward in der Hitze des Kampfes immer wilder; übersah endlich die Schanze, an der sie fochten, strauchelte über einen Stock und that einen so harten Fall, daß der Boden erzitterte. Schnell nahm Florens seinen Vortheil wahr, sprang mit seinem alten Schwerte herbei und gab dem Riesen also harte Schläge, daß er endlich sterbend gar kläglich um Gnade flehte. Aber Florens sagte: „Gott allein sei die Ehre! ihm, der mir geholfen hat; darum, Du falscher Heide, mußt Du sterben!" und mit diesen Worten hieb er dem Riesen das Haupt vom Rumpf und sagte: „Dieß Haupt soll ein Ehrengeschenk für meinen König Dagobert

sein!" Das Haupt war aber so groß, daß es Florens mit aller seiner Stärke kaum an seinen Sattelknopf zu binden vermochte. Während des Kampfes war sein Roß von dem Stoße wieder genesen und aufgestanden. — Clemens und Alle, die auf der Mauer waren, dankten Gott mit lauter Freude, daß er dem Florens so viel Gnade verliehen. Sie sprangen von der Mauer und eilten zum Thore hinaus ihm entgegen, denn sie glaubten nicht anders als daß der junge Ritter zur Stunde mit ihnen in die Stadt reiten würde. Florens aber hatte noch ein andres Begehren. Er gab denen, die ihm entgegen gekommen waren, das Haupt des Riesen und befahl ihnen, dasselbe dem König Dagobert zum Geschenk zu bringen; ihn selbst aber mußten sie seines Weges reiten lassen. So ging denn sein Vater Clemens mit den andern Franzosen in die Stadt zurück und brachte dem König Dagobert das Haupt des Riesen. Derselbe konnte des Staunens und der Freude kein Ende finden.

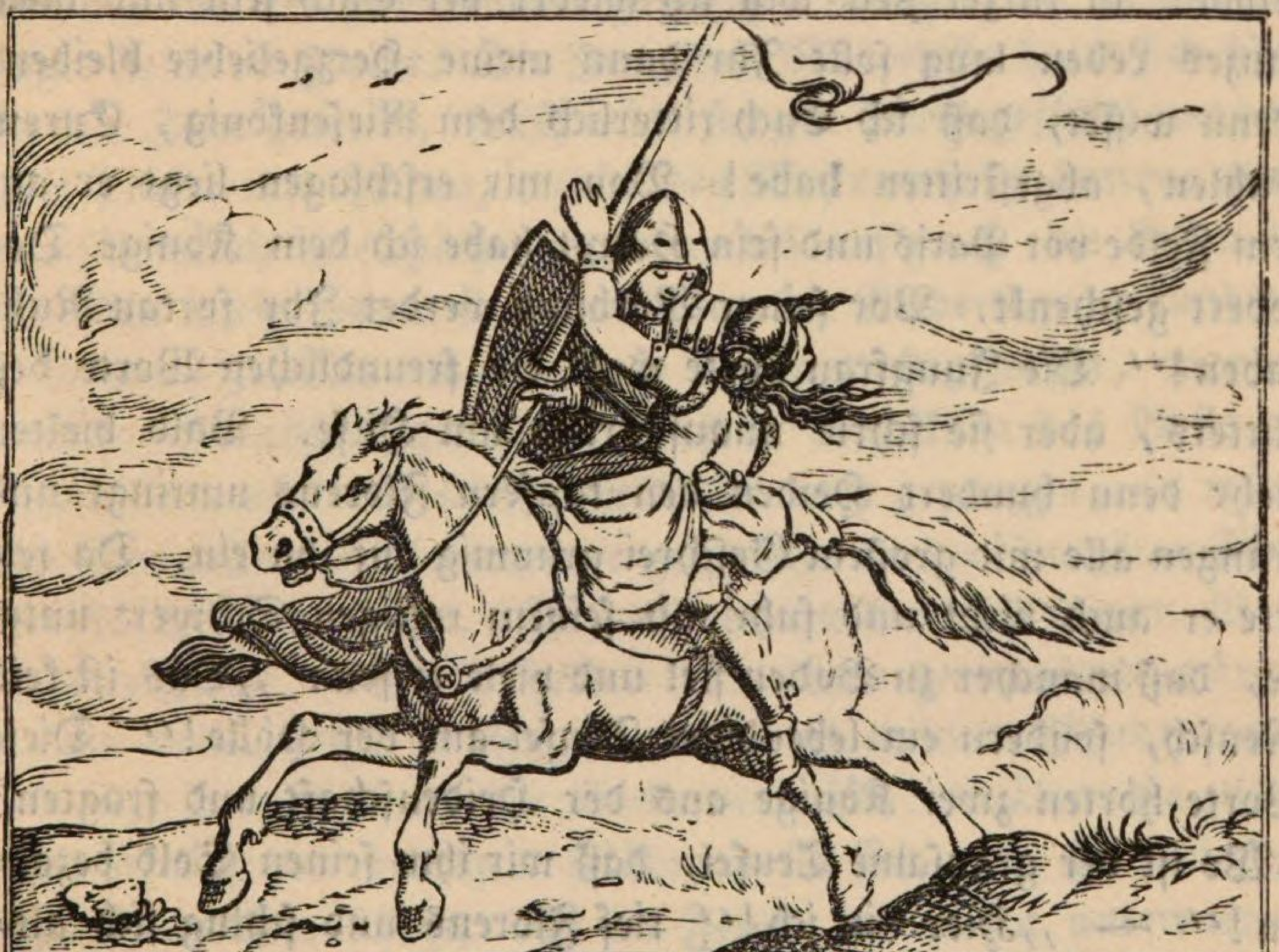
Florens suchet die Prinzessin Marcebilla auf und gewinnt ihre Liebe.

So wie Florens allein auf dem Felde war, that er sich selbst einen Schwur, nimmermehr nach Paris zurückzukehren, er hätte denn des Königs Tochter aus Babylon gesehen. Er hatte so viel von ihrer wunderbaren Schönheit gehört, daß er gar keine Ruhe hatte, bis er ihres Anblickes theilhaft würde. Darum hörte er nicht auf zu reiten, bis er zu dem Berge Montmartre kam, wo das Lager der Jungfrauen in Zelten aufgeschlagen stand. Die Heiden sahen aber den Florens auf sie zu geritten kommen, und redeten unter einander: „Sehet doch zu, was will dieser trefflich gerüstete, rostige Ritter? Beim Gotte Mahomets, sein Harnisch glänzt sehr, obwohl zumeist von Rost! Sehet wie schön sein Speer bemalet ist; freilich hat es niemand gethan als der Rauch. Auch sein Schild ist trefflich aufgeputzt und sein Schwert bedarf keiner Scheide, denn der Rost ist ihm

ein genügender Ueberzug. Wahrhaftig, seine Rüstung zeigt etwas Vornehmes an; laßt uns ihn gefangen nehmen und ihn mit sammt seiner Bekleidung dem Riesenkönig übergeben, so wird ihn dieser gewiß zu unserm Hauptmann machen, denn seine Rüstung zeigt an, daß er ein vortrefflicher Held ist.“ Ohne es zu ahnen, redeten die Heiden die Wahrheit. Florens ritt inzwischen auf das Zelt der schönen Marcebilla zu, welche sich gerade mit ihren Jungfrauen vor dem Zelt im Grünen erging, denn sie hatte ihr Lager an einem lustigen Orte aufschlagen lassen. Auf der einen Seite desselben war ein kleines dichtbelaubtes Wäldchen, in welchem die Nachtigallen bei Tag und bei Nacht gar lieblich sangen; auch waren grüne Matten da, mit bunten Blumen schön verziert, allwo die Jungfrauen Blümlein brachen und manchen Kranz daraus wanden. Auch Marcebilla hatte einen Kranz gewunden und dachte denselben dem Riesenkönige zu geben, wenn er vom siegreichen Streite nach Hause käme. Auf der andern Seite des Lagers floß das rasche Wasser der Seine, welche ein stattlicher Fluß bei Paris ist, so daß man keinen anmuthigeren Platz zu lagern hätte wählen können. Die Jungfrau Marcebilla selbst war köstlich gezieret; sie hatte ein grünes Seidenkleid an, welches zu Alexandrien in Aegypten verfertigt und mit lauterm klaren Golde verbrämt war. Ihr Haar war nach der Sitte des Morgenlandes mit edlen Steinen geschmückt, in denen sich die Sonne hell spiegelte und die einen solchen Glanz von sich gaben, daß Florens von ferne glaubte, der Glanz käme von den Waffen der Heiden, welche zur Huth der Jungfrauen dahin abgeordnet wären. Darüber erschrak er anfangs ein wenig; doch das brennende Verlangen, das er nach der unbekannten Jungfrau trug, gab ihm alsbald wieder Muth, daß er vorwärts und auf der Prinzessin Lager zu eilte. Als die Jungfrau aufblickte und einen Ritter von ferne so ernstlich auf ihr Zelt zu reiten sah, verwunderte sie sich über diesen

unerwarteten Anblick und mit ihr alle ihre Jungfrauen. Diese trieben aber ihr großes Gespött mit der rostigen Rüstung des Fremden und am meisten spottete seiner die Jungfrau Marcebilla selbst und endlich sagte sie lachend: „Ich glaube gar, er hat unsern Helden, den Riesenkönig getödtet, denn sein Schwert ist noch voll Blutes, wenn es nicht Rost ist.“ Da hub eine andere Jungfrau, welche nach der Fürstin die Erste war, um dieser zu gefallen ganz feierlich an: „Fürwahr, Prinzessin, Ihr habt Unrecht, des rostigen Ritters so zu spotten! So wahr mir der Gott Mahomets helfe, mein Blut fängt an seinethalb sich zu bewegen, und das ist kein Wunder, denn er ist gar zu schmuck und schön! Ach könnte ich ihn doch mit meinen Armen umfangen, wie wollte ich seine verrostete Schönheit herzen!“ Und noch war des Spottes nicht genug, denn eine andere Jungfrau stand auf und sprach: „Laßt ihn doch zufrieden mit Eurem Spotten. Der rostige Ritter ist meiner Augen Trost, und sobald ich mit ihm reden kann, soll er mein Buhle werden!“ So spotteten sie um die Wette; aber Florens wußte nicht davon, sondern trabte nur ernstlich auf das Zelt der Jungfrau zu und dachte: „Ich will auf dieser Reise Leib und Leben wagen, und so ich nicht einen Kuß von des Sultans Tochter erlange, so kehre ich nimmermehr nach Paris zurück!“ Marcebilla stand vor ihrem Zelte still und war begierig, was der rostige Ritter begehren würde. Florens aber benahm sich wie Einer, der sich auf derlei Händel wohl versteht, und that als ob er ihrer nicht achtete, bis er sie überraschen zu können hoffte. Da wandte er plötzlich sein wohl abgerichtetes Pferd, faßte die Prinzessin beim Arme und schwang sie mit großer Gewandtheit zu sich auf den Sattel. Nachdem er sie aber einmal auf sein Roß hatte, da drückte er sie an seine Brust und gab ihr manchen Kuß, denn der Pfeil der Liebe hatte sein Herz getroffen. Zugleich ritt er mit ihr eilend davon. Der Fürstin Marcebilla war kläglich zu

Muthe. Sie wußte nicht, wer ihr Räuber sei, ob Christ oder Heide, und rief jammernd: „O Gott Mahomets, ist denn kein frommer Held da, der mir zu Hilfe kommt? Ach, mein Vater, ich werde Dich nimmer wiedersehen!“ Auf ihr und der übrigen Jungfrauen Hilfegeschrei eilten Heiden und Türken herbei, schwangen sich schnell auf ihre Pferde und jagten dem Ritter mit ihren Spießen und krummen Säbeln eilig nach, um ihm die Jungfrau wieder abzunehmen. Florens aber gab die Hoffnung nicht auf, mit Hilfe seines guten Rosses ihnen zu entkommen. Er setzte die Jungfrau vor sich auf den Sattel zur Rechten und indem er sie vielmal küßte, rief er: „Billig soll der fröhlich



sein, der einen solchen Schatz erbeutet hat. Aber bekümmert Ihr Euch nicht so schwer, holde Jungfrau! Seid fröhlich mit mir, denn Ihr seid der Trost und das Leben meines Lebens und in kurzer Zeit werdet Ihr mein Ehgemahl sein!“ Die Jungfrau

schwieg still und seufzte nur manchmal auf. Jetzt hatten ihn die Heiden fast eingeholt und Florens sah, daß er sich zur Wehr setzen müsse. Die Heiden schrieen ihm laut zu: „Ei du Bösewicht, halte still und laß des Sultans Tochter zurück, wenn Du nicht von unsern Händen sterben willst!" Florens merkte wohl, daß er die Jungfrau nicht behalten konnte, wurde daher ganz traurig, küßte sie noch zweimal inbrünstig und behielt, da sie sich sträubte, einen Aermel ihres schönen Gewandes in seinen Händen; dann ließ er sie mit großem Herzleid vom Sattel auf die Erde gleiten. „Lieber wollte ich, sagte er noch, alles Andre was ich habe verlieren, denn Euch; das aber sei Euch gelobt: in kurzer Zeit will ich wieder bei Euch sein und mein ganzes Leben lang sollt Ihr dann meine Herzgeliebte bleiben. Denn wisset, daß ich Euch ritterlich dem Riesenkönig, Eurem Buhlen, abgestritten habe! Von mir erschlagen liegt er auf dem Felde vor Paris und sein Haupt habe ich dem Könige Dagobert geschenkt. Vor seiner Werbung werdet Ihr fortan Ruhe haben!" Die Jungfrau hörte wohl die freundlichen Worte des Ritters, aber sie schrie unaufhörlich um Hilfe. Bald hielten mehr denn hundert Heiden den tapfern Florens umringt und drangen alle mit großem Geschrei grimmig auf ihn ein. Da feierte er auch nicht und fuhr mit seinem rostigen Schwert unter sie, daß mancher zu Boden fiel und viele riefen: „Das ist kein Mensch, sondern ein lebendiger Teufel aus der Hölle!" Diese Worte hörten zwei Könige aus der Heidenschaft und fragten: „Wo ist der grausame Teufel, daß wir ihm seinen Sold bezahlen!" — „Hier bin ich!" rief Florens und schlug sich alsbald mit ihnen, daß sie Beide zu Boden fielen und ein Jammern unter den Heiden entstand. Da wollte der Admiral aus Persien den Schaden rächen und rannte mit seinem Speer gegen Florens, um ihn zu durchbohren. Aber Florens traf ihn mit seinem räuchrigen Spieß eher, so daß er seine Waffen fallen ließ. Schnell

warf Florens den Spieß von sich, ergriff sein Schwert ohne Scheide und hieb dem Admiral mit Einem Streiche, die Hirnschale entzwei, daß er zu Boden fiel und todt auf der Erde lag. So hatte Florens nach einander zwölf Heiden erschlagen, als ihrer aber immer mehr wurden, da mußte er sich wohl endlich zur Flucht wenden. Wie er nun vor den Heiden floh, da sah er seinen Vater Clemens mit zweihundert wohlgerüsteten Franzosen, welche der König Dagobert ihm zur Hilfe geschickt hatte, daherreiten; und gewiß hätten ihn die Heiden auf der Flucht noch ereilt und umgebracht, wenn der Vater Clemens nicht gekommen wäre. Nun wendete sich Florens wieder gegen die Heiden und mit den zweihundert Franzosen schlug er die Feinde und jagte sie in die Flucht. Die Jungfrau Marcebilla hatte sich schon in ihre Zelte gerettet, sonst wäre sie gen Paris geführt worden. Die Türken und Heiden, welche den Ritter verfolgt hatten, mußten sämmtlich ihre Hälse hergeben, bis auf zwei, die ließen die Christen übrig, damit sie dem Sultan die Niederlage verkündigen könnten. In Clemens aber, so alt er auch gewesen, war ein rechter Kriegsgeist gefahren, daß er von Allen das Beste gethan hatte, und wär es seinem Rathe nach gegangen, so wären die Franzosen bis Montmartre geritten, wo die Jungfrau Marcebilla ihr Lager hatte. Florens aber wollte dieß seinem Vater nicht zugeben, weil die Heiden dort ihrer dreitausend wären: „und doch, setzte er hinzu, wenn ich meinem Pferde trauen dürfte, so wollten wir die Sache versuchen!" Denn sie waren Alle freudig und beherzt. Während sie sich noch so beriethen, kam ihnen Kundschaft, daß die Feinde durch den unerwarteten Angriff in großer Bestürzung wären und schon auf die Flucht dächten. Da beriethen sich Florens uad sein Vater nicht lange mehr, sondern rannten auf die Türken los und nöthigten sie Panzer und Gewehr im Stich zu lassen und gen Dampmartin in das Hauptlager des Sultans zu flüchten. Auf der Flucht er=

schlugen die Franzosen an zweitausend Mann, plünderten das Vorlager der Heiden und führten an sechstausend Mark Goldes als Beute nach Paris. Das reisige Volk konnte dem Florens nicht genug Ehre erweisen; die Ungläubigen aber sprachen: „Heut hat uns der Gott Mahomets gänzlich verlassen und wenn er uns nicht besseres Glück gibt, so müssen wir mitten im Christenlande umkommen!“ In großem Schrecken kamen sie nach Dampmartin vor den Sultan und klagten ihm ihre Noth. Der Sultan sprach: „Seid ohne Furcht, ich habe in meinem Lager noch fünfundzwanzig Könige und Geld und Mundvorrath auf volle vier Jahre.“ Wie sie ihm nun aber weiter den Tod des Riesenköniges und die Begebenheit mit seiner Tochter Marcebilla berichteten, da fiel der Sultan von Babylon vor Zorn und Kummer zu Boden. Als er wieder zu sich selbst gekommen war, da schwur er bei seiner königlichen Krone, er wolle das ganze Land Frankreich verwüsten, alle Franzosen niedermachen und den König Dagobert elendiglich umbringen. Während er noch sprach, kam seine Tochter Marcebilla mit allen ihren Jungfrauen auf der Flucht daher geritten. Sie ward vom Pferde gehoben, kniete mit weinenden Augen vor ihrem Vater nieder und grüßte ihn mit klagenden Worten. Der Sultan hob sie auf und tröstete sie: „Laß ab, liebe Tochter, sagte er, von Deiner Bekümmerniß; es soll sicher nach Deinem Willen geschehen. Der Christ, welcher Deinen Geliebten getödtet hat, soll eines bösen Todes sterben; ich werde ihn zu Asche verbrennen lassen! Jetzt aber gehe mit Deinen Jungfrauen in Dein Zelt; erhole Dich und pflege des Schlafes!“ — „Euer Wille geschehe, mein Vater! sprach die Jungfrau: aber mein Verlangen steht heftig nach den Christen, daß ihr Muthwille nicht ungerächt bleibe, und wäre es nur, weil der rostige Ritter unter ihnen ist, der mich fast eine Meile Weges entführt hat und mich ohne Erbarmen nach Paris gebracht hätte, wenn nicht große Macht unter-

weges gewesen wäre!“ Hiermit nahm sie Urlaub von ihrem Vater und ging mit ihren Gespielen in ihr Zelt. Hier ward die Jungfrau gar sanft gebettet; lag aber doch hart und übel auf ihren weichen Kissen und hatte die ganze Nacht keine Ruhe. Den lieblichen Kuß, den ihr Florens gegeben hatte, den konnte sie nimmermehr vergessen. Ihr ganzes Herz war von Liebe zu ihm entzündet, und wenn sie vor dem Einschlafen mit ihren Jungfrauen von andern Dingen reden wollte, so nannte sie unversehens den rostigen Ritter. „O Gott Mahomets, sprach sie da zu sich selbst, wie ist mir zu helfen! Ich bin krank und habe Leides die Fülle! Unglücklich war die Stunde, in der ich den rostigen Ritter das erstemal gesehen habe, noch viel unglücklicher der Augenblick, in dem er mir den ersten Kuß gab! Es war ein Kuß, der brannte auf meinen Lippen und tief in mein Inneres hinein, als wollte er mich tödten. Als er mich auf sein Roß hob, wie war da seine Gebärde so fürstlich, männlich und mächtig! Gott Mahomets, warum hast Du ihn nicht in Deinem Glauben geboren werden lassen! Und ach, wenn er hier zugegen wäre, ich könnte ihm meine Liebe nicht versagen! Kein andrer Christenmann soll je in meine Nähe kommen; aber dieser Ritter, wenn er Dich, Gott Mahomets, anbeten lernt, muß mir zu Theil werden!“ Als Marcebilla am andern Morgen vom Lager erstanden war, da fühlte sie sich so schwach, daß sie die Dienerin rief und sich das Lager noch einmal bereiten ließ. Dann legte sie sich wieder nieder, konnte aber keine Ruhe finden und legte sich bald auf diese, bald auf jene Seite, und gebärdete sich, daß es zum Erbarmen war. Sie konnte es auch nicht lange im Bette aushalten, erhob sich wieder und hatte keine Ruhe. Die Jungfrauen, welche solches mit ansahen, konnten endlich nicht mehr dazu schweigen. „Liebe Herrin, sprachen sie, was liegt Euch so schwer auf der Seele, mit welcher Krankheit seid Ihr beladen?“ — „Ach, ich weiß es selbst nicht! erwiderte

Marcebilla; und wenn ich es wüßte, so darf ich es doch Euch nicht eröffnen.“ Da drangen die Gespielinnen nur um so mehr in sie; und endlich nach langen Bitten erzählte sie ihnen die Ursache ihrer Krankheit. „Wisset, liebe Freundinnen, sagte sie, der rostige Ritter, der so häßlich gewaffnet nach Montmartre kam, der hat mich in solche Pein gebracht, die mich Tag und Nacht betrübt, denn er hat den Pfeil der Liebe mir mitten durchs Herz geschossen, so daß ich ihn nimmermehr vergessen und nimmermehr Freude haben kann, als bis ich ihn mit meinen Armen umfangen habe. Wenn dieses aber geschehen ist, so darf er nicht von mir gehen, bis er meinen Willen gethan und den Gott Mahomets angebetet hat. Thut er dieß nicht, so soll man ihn verbrennen oder schimpflich an den Galgen henken!“ Auf diese Rede antwortete ihr eine von den Jungfrauen, die war des Königs von Asia Atymedes Tochter: „Edle Jungfrau, was kümmert sich Euer Herz um einen solchen armen, vielleicht unedlen Ritter? Könnt Ihr doch aus seiner rostigen Rüstung entnehmen, weß Adels und Standes er sein mag. Ueberdieß ist er ein Christ und unserm Glauben aufsätzig; darum ist mein Rath: schlaget ihn Euch aus dem Sinn. Euer Vater hat noch manchen Königssohn am Hofe, so daß er Euch wohl Eurer Würde gemäß vermählen kann. Wollet also des Ritters vergessen!“ — „Ach, erwiderte Marcebilla, wie kann man dessen vergessen, was das Herz am liebsten hat! Auch kann er nicht von niederer Geburt sein; seine adligen Gebärden, sein holdes Gespräch zeigen an, daß er hohem Stamme entsprossen ist, so rostig er auch einhergeritten kam. Ja, wisset nur, wenn er mir nicht zu Theil werden kann, so werde ich darüber mein Leben verlieren!“ Also führte sie seufzend ihre Klagen fort und ihre Jungfrauen vermochten nicht sie zu trösten.

Florens wird zum Ritter geschlagen.

Nach dem Siege über die Heiden zog Clemens mit den Franzosen freudig und mit reicher Beute in die Stadt Paris ein. Dem Florens ward sein rostiges Schwert vorangetragen. Fürsten und Herren ritten ihm mit großen Ehren entgegen. Alle Welt begehrte den tapfern Ritter zu sehen und gab ihm das Geleit bis in des Königs Dagobert Palast. Als aber Florens und die Ritter sich anschickten von ihren Rossen abzusitzen, da eilte ihnen der Kaiser Octavianus entgegen und half dem Helden Florens aus den Steigbügeln, und wußte nicht, daß es sein eigener Sohn war, dem er solches that. Nachdem Florens abgestiegen war, nahm er sein rostiges Schwert und wurde von sämmtlichen Fürsten in den Palast des Königs geleitet. Hier trat er vor den König Dagobert, kniete nieder und sprach: „Allergnädigster Herr, mein Vater Clemens hat Euch des Riesen Haupt übergeben und hier bringe ich das rostige Schwert, mit dem ich die Gabe erobert habe. Es gehöret Euch, wie Euch das Haupt des Gefallenen gehört.“ Da sah der König Dagobert mit Ernst dem Florens ins Angesicht, dankte ihm mit lauter Stimme und hieß ihn aufstehen und an seine Seite sitzen. Dieß schlug Florens dem König in aller Ehrerbietung ab, indem er sprach: „Nein, es ziemet mir nicht neben einem Könige zu sitzen!“ Aber Dagobert nöthigte ihn und sagte: „Du hast es verdient und morgen zur rechten Zeit will ich Dich zum Ritter schlagen; dann sollst Du bei mir wohnen und großes Gut von mir empfangen. Wenn ich in der Schlacht bin, so sollst Du bei mir stehen und meinen Königsstab vor mir hertragen!“ Als der alte Clemens den König so reden hörte, konnte er sich nicht halten, Einspruch zu thun und rief dazwischen: „Ach, Herr König, lasset meinen Sohn Florens zufrieden! Es ist nicht mein Wille, daß er zum Ritter geschlagen werde, denn alsdann wird er nicht mehr bei mir daheim bleiben. In alle Scharmützel wird er reiten und

vielleicht auch selbst geschlagen werden, daß sich mein Herz um ihn kümmert. Mein Wunsch und Wohlgefallen ist, daß er ein Wechsler werde, das ist auch eine Hantierung, die Nutzen und Gewinn bringt!“ Darauf sprach Florens: „Lieber Vater, wenn es des Königs gnädiger Wille ist, daß ich ein Ritter werden soll, so lasset es Euch wohlgefallen und saget dem Könige Dank dafür!“ Da warf sich Clemens auf seine Kniee und sprach: „Herr König, meinem Sohne geschehe nach Eurer Majestät Gefallen! Doch ich bitte Euch, lasset nicht zu viel dabei aufgehen; denn, ach, Ihr wisset nicht, wie viel mich dieser Sohn bis auf diesen Tag schon gekostet hat!“ Der König Dagobert mußte lachen und sagte: „Florens, es ist mein königlicher Wille, daß Du morgen zum Ritter geschlagen werdest!“ — Hierauf ließ der König das Haupt des Riesen auf eine Stange stecken und diese mitten in der Stadt auf einem weiten Platze aufstellen, damit alle Menschen das Wunder sehen konnten, welches geschehen war; und als es wieder Morgen geworden war, wurden Fürsten und Herren zusammengeladen, um dem Ritterschlage beizuwohnen. Da kam zuerst Kaiser Octavianus, den eine besondere Zuneigung zu Florens trieb. Er wußte nicht wie ihm war, aber so oft er den Jüngling ansah, mußte er an Weib und Kinder denken und er konnte sich nicht halten, daß er zu ihm ging, ihn umarmte und küßte. Nächst ihm waren der König von Spanien und der von Irland beflissen dem Florens gar eifrig zu dienen, und auch der Fürst von Oestreich und sonst viele Herren erwiesen ihm große Ehre. Nun wurden ihm Rücken- und Brustharnisch mit goldenen Spangen köstlich geziert; der Kaiser Octavianus legte ihm Armzeug und Beinschienen an, der Fürst aus Oestreich setzte ihm den Helm auf, der mit goldenen Knöpfen herrlich geziert war. Zuletzt steckte ihm der König von Frankreich einen goldenen Ring an den Finger und sprach: „Der Gott, der alle Dinge erschaffen hat,

der wolle Euch erleuchten und beschirmen, daß Ihr im ritterlichen Stande mit Ehren und Gesundheit verharren möget!'' Clemens hatte ruhig gewartet, bis diese Dinge zu Ende sein würden, als er jedoch sah, daß sein Sohn noch keine Sporen hatte, sprach er in seiner Einfalt: ,,Fürwahr, gnädiger Herr König, ich will meinem Sohne Florens die Sporen anlegen!'' Der König sprach lachenden Mundes: ,,Clemens, wenn dieß denn einmal Euer Wille ist, so muß ich mir es auch wohl gefallen lassen!'' Da kniete Clemens nieder und wollte seinem Sohne die Sporen, die aus gutem Golde waren, umthun; aber der gute Mann hatte vergessen, wie man sie anlegen müsse und zog sie ihm also verkehrt an. Wie es aber lange nicht gehen wollte, da wurde er zornig und sprach: ,,Ich weiß nicht, welcher an den rechten Fuß gehört, denn sie sind beide auf Eine Form gemacht. Auch hab ich in dreißig Jahren und drüber keine Sporen angelegt und den Heiden bin ich gestern ohne Sporen entgegen geritten. Der Böse hat es mir eingegeben, daß ich mich des Dinges jetzt unterfangen habe.'' Darüber mußten Fürsten und Herren und auch der neue Ritter Florens herzlich lachen. Clemens bemühte sich indeß so lange, bis es ihm endlich gelang, und nun mußte Florens sich aufrichten und ward von allen Fürsten und Herren beschauet und gelobt. — Hierauf ließ der König Dagobert in einem schönen Garten einen Pfahl aufrichten, an dem wurden zwei starke Panzer und zwei mächtige Schilde befestigt, und dorthin wurde Florens in großem Triumphe geführt. Mancher Fürst und Herr, Ritter und Knecht ritten ihm nach. Der König aber sprach zu ihm: ,,Florens, mein werther Freund, Ihr sollt den alten Brauch Frankreichs halten und als ein Ritter mit Eurem Speer wider den Pfahl rennen!'' Der alte Clemens aber, der nahe dabei stand, sprach: ,,Gnädiger König, mit Verlaub, das ist ein närrischer Brauch in Frankreich; es wäre viel nützer, der Stich wäre auf einen Heiden gerichtet, als auf

einen Panzer!" Die Fürsten und Herren lachten über diese einfältige Rede und Florens sprach: „Lieber Vater, seid zufrieden! Zu einer andern Zeit wollen wir auch nach den Heiden stechen; dießmal aber will ich des Königs Willen vollbringen, denn ich soll sein Ritter sein." — „So gebe Gott Dir Glück und Heil, erwiderte Clemens, daß Du den Panzer erlegest!" Florens tummelte sein Roß und rannte so ritterlich wider den Pfahl, daß er die zwei starken Panzer und die zwei neuen Schilde durchrannte, daß sie in Stücken zu Boden fielen. Da rief das Volk, welches zuschaute: „Gott gebe dem starken Ritter Glück und Heil! Gewiß ist er aus königlichem Geschlecht geboren! Vor Allen auf Erden soll ihn König Dagobert an seinem Hofe hochhalten; denn so er nur noch kurze Zeit lebt, wird er uns alle Heiden aus dem Lande jagen!" Das glückhafte Rennen des neuen Ritters machte dem Könige Dagobert große Freude, und er ging auf Florens zu und reichte ihm aus herzlicher Liebe die Hand, desgleichen that auch der Kaiser Octavianus, denn diesem war Niemand lieber als Florens. Darauf führte ihn der König wieder in seinen Palast und Clemens folgte ihnen nach, denn er wollte sich seines Sohnes überall freuen. Es war aber im Schlosse ein köstliches Mahl bereitet und Fürsten und Herren waren zum Schmause geladen. Saitenspieler, Geiger und Lautenschläger, Trommler und Trompeter waren aufgestellt und spielten um guten Lohn köstliche Stücke auf. Da ward dem alten Clemens gar bang zu Muth und dünkte es ihn allzuviel, denn er dachte an die Rinder und das Roß und meinte, er werde auch heut am Ende für seinen Sohn die Zeche bezahlen müssen; und weil er nicht wußte, wie es Brauch am Hofe war, so holte er einen Stecken und schlug auf die Spielleute los, indem er rief: „Ihr Lotterbuben, wollt Ihr auch schmarotzen? Seht Ihr nicht, daß mein Sohn ohnedieß zu viel aufgehen läßt und mich zum Bettler macht?" Da die Musikanten sahen, wie ungebärdig Cle-

mens sich anstellte, fürchteten sie, es möchten noch Mehre mit Prügeln nachfolgen und flohen deßwegen mit leeren Magen zum königlichen Schlosse hinaus und waren übel zufrieden. Wie Florens von diesem Handel Kunde erhielt, schämte er sich für seinen Vater, rief ihn zu sich und sprach: „Vater, was denket Ihr doch, daß Ihr so grobe Thorheit begehet, und die Spielleute, welche mir zu Ehren erschienen sind und den Fürsten und Herren, so wie allen Jungfrauen Freude und Kurzweil bereiten sollen, so schmählich vom Hofe gejagt und ihnen ihre Instrumente zerschlagen habt? Wahrhaftig, sie müssen ihnen doppelt wieder bezahlt werden!" Da erschrak Clemens und sagte: „Ach, mein lieber Sohn, ich habe es nicht recht verstanden. Ich meinte, sie wären nur des Schmarotzens wegen gekommen; wenn es aber der Fürsten und Herren Wille ist, so werde ich sie eilends wieder holen." Alsbald lief auch der Alte zum Palaste hinaus und den Spielleuten nach. Wie ihn aber diese mit dem Stecken in der Hand daher rennen sahen, liefen sie noch viel mehr, und je heftiger Clemens ihnen nachschrie, desto eifriger liefen sie, so daß er sie nicht einzuholen vermochte. Im Saale entstand über dieses Alles ein lautes Gelächter und die schönen Jungfrauen mußten ungetanzt nach Hause kehren. — Nun nahm der Kaiser Octavianus des Augenblickes wahr, faßte den Ritter an der Hand, hieß ihn neben sich niedersitzen und sprach zu ihm: „Lieber Florens, saget mir die lautere Wahrheit; ist der alte Clemens Euer rechter Vater von Geburt?" — „Erhabener Kaiser, erwiderte Florens, darüber kann ich Euch keine gewisse Auskunft geben, denn ich weiß nur, daß er mir so lieb ist, als ob er mein rechter Vater wäre. Jedoch ist es wahr, daß seine Hausfrau anderen Leuten gesagt hat, er habe mich am Gestade des Meeres gefunden und einen guten Theil des Weges auf seinem Rücken getragen und dann auf einem Esel vollends nach Paris gebracht. Dann hat er mich in St. Germain als

sein Kind auferzogen bis auf diese Stunde. Ob sie recht hat, oder mich nur verleugnen will, das weiß ich nicht. Mir aber wird es bei Euch, Herr Kaiser, so wohl zu Muth, als ob Ihr mein rechter Vater wäret, denn ich weiß keinen Menschen auf Erden, den ich lieber sähe, als Eure kaiserliche Majestät.'' — ,,Habt Ihr Eure rechte Mutter gekannt?'' fragte der Kaiser. ,,Ich habe sie, erwiderte Florens, mit Wissen nie gesehen.'' Da erkannte der Kaiser Octavianus, daß Florens sein leiblicher Sohn sei. Das Herz im Leibe wollte ihm zerspringen und doch mochte er seine eigene Missethat nicht offenbaren, aber fast wäre ihm das Wort entfahren: ,,Ja, Du bist mein rechter Sohn; die Stimme der Natur ist es, die aus Dir redet.'' Doch er schluckte die Rede noch nieder und so blieb die Sache stehen. Inzwischen wurde das Mahl aufgetragen und Jedermann setzte sich zu Tische, und der köstlichen Speisen wollte kein Ende werden. — Der alte Clemens war bestellt, die Pforte zu hüten. Es war ihm aber noch immer bange, daß er am Ende die ganze Zeche bezahlen müßte. Darum sann er darauf, wie er sich eines Unterpfandes versichern könnte. Als nun das Mahl vorüber war und die Fürsten vom Tische aufstanden und jeder sein Oberkleid suchte, es anzulegen und Abschied zu nehmen, fand keiner das seinige, und die Diener, welche darum befragt wurden, vermochten keine Auskunft zu geben. Es hatte sich aber Clemens der Kleider, ohne daß es Jemand bemerkt hatte, bemächtigt und sie verborgen. Die Fürsten lachten und sagten: ,,Merkt auf, was daraus werden wird. Solches ist uns noch niemals geschehen!'' Clemens aber stand nicht ferne und hörte das Gemurmel. Da lachte er in die Faust und dachte bei sich selbst: ,,So fängt man die Mäuse! Hätt ich die Kleider nicht weggenommen, sie wären wahrhaftig fortgegangen und hätte Keiner einen Pfennig bezahlt!'' Endlich aber, als die Herren anfingen sich laut zu beschweren, sprach Clemens mit lauter Stimme: ,,Liebe Herren,

seid unbesorgt, ich habe die Kleider aufgehoben und sie sind unverloren. Aber das sage ich Euch, Ihr werdet sie nicht erhalten, Ihr habt denn zuvor die Zeche bezahlt! Ha, meinet Ihr, ich werde Euch so heimschleichen lassen?" Als Florens dieß hörte, wurde er zornig und wußte doch nicht, wie er die Sache zurecht setzen sollte; er schämte sich vor den Fürsten und wollte doch auch seinem Vater keine Schmach anthun, denn er hatte ihn sehr lieb. So zornig er auch war, so sprach er endlich doch lachenden Mundes: „Lieber Vater, gebt uns die Kleider wieder!" — „Nein, wahrhaftig nicht, versetzte Clemens, sie haben denn zuvor bei Heller und Pfennig bezahlt, was an Unkosten aufgegangen ist." Da mußten Alle, die es hörten, lachen, und Florens stellte den Alten damit zufrieden, daß er sich bei ihm mit seinem Pferde verbürgte. Darauf erhielten die Herren ein Jeder das Seinige und schieden unter fröhlichem Gelächter von einander.

Florens sieht die schöne Marcebilla wieder.

Der Tag war verflossen und die Nacht herbeigekommen; doch Florens konnte nicht schlafen, denn er dachte ohne Unterlaß daran, wie er den Sultan in seinem Feldlager sehen könnte, und nicht den Sultan allein, sondern auch dessen schöne Tochter Marcebilla. Das brennende Feuer der Liebe flammte in seinem Herzen, und nach langem Hin- und Herdenken hielt er es nicht länger in seinem Bette aus. Mitten in der Nacht stand er auf, rief seinem Kämmerling, hieß ihm Harnisch, Armzeug, Kragen, Helm und Schwert und was sonst zur Rüstung gehört, bringen, wappnete sich und befahl dem Diener, sein Roß zu satteln. Während sich Florens nun wappnete, fragte ihn der Kämmerling, wohin er zu reiten gedächte. Doch Florens gab ihm weiter keine Antwort, als: er solle unbekümmert um ihn sein, denn er werde bald wiederkommen. Dann setzte er sich zu Pferde

und ritt um Mitternacht durch die langen Gassen von Paris bis ans Thor. Als er an die Pforte kam, weckte er den Thürhüter und sprach: „Guter Freund, öffne mir die Pforte, denn ich habe ein Geschäft zu verrichten, welches Dir und allen Franzosen zu Gute kommen soll.“ Da sagte der Thürhüter: „Lieber Junker, es kann nicht sein, denn es ist mir von unserm Herrn dem Könige bei Verlust meines Lebens verboten.“ — „Ach, sprach Florens, es soll Dir kein Ungemach daraus erwachsen; glaube mir, es wird Dir vom Könige wohl belohnt werden.“ Und nun redete er dem Wächter so freundlich mit Gelde zu, daß dieser ihm endlich heimlich das Thor aufschloß und ihn hinaus ließ. Hierauf ritt Florens fröhlich fort und legte noch vor Tage die fünf Meilen bis in das Feldlager des Sultans zurück. Als der Tag anbrach, war er nicht mehr fern von den heidnischen Zelten. Diese waren alle köstlich zubereitet, aber das Zelt des Sultans übertraf alle andere, denn es war mit Gold und Edelsteinen bedeckt und gab einen hellen Schein von sich. Aus den Zelten der Heiden ertönten Pfeifen, Trompeten und Posaunen und ein gräuliches Geschrei, davor sich Florens einen Augenblick entsetzte. Doch alsbald gedachte er wieder seiner vorigen Thaten und des Kampfes mit dem Riesenkönige, ermannte sich als ein Held und sprach zu sich selbst: „Es gehe wie es will, noch heute muß ich den Sultan in seinem Lager sehen und mit ihm reden und ihm sagen, was mein Vorhaben gegen ihn ist.“ Als er jedoch nun die große Menge der Heiden sah, da wurde er wieder unschlüssig. „Soll ich mit ihnen streiten, dachte er, so sind ihrer zu viele, als daß ich nicht erliegen müßte; soll ich meinem Rosse die Sporen geben, so haben sie so rasche Pferde, daß ich nicht entrinne.“ Indessen stieg er vom Pferde, hieb einen Zweig von einem Oelbaume und hing sich den vor die Brust. Dann bestieg er sein Roß wieder und dachte sich für einen Boten auszugeben, der mit dem Sultan zu unterhandeln hätte. So

befahl er sich denn dem allmächtigen Gotte und ritt auf das feindliche Lager zu. Einige gewaffnete Heiden sahen ihn kommen, und als sie in ihm einen Christen erkannten, rannten sie auf ihn zu, in der Absicht, ihn niederzuhauen. Wie sie nun aber den Oelzweig auf seiner Brust gewahrten, welcher auch bei den Heiden ein Zeichen des Friedens ist, wagten sie nicht ihm ein Leid zuzufügen, denn sie hielten ihn für einen Abgesandten und dachten, er habe vielleicht dem Sultan eine gute Botschaft vom Könige von Frankreich zu überbringen. Florens ritt also ungekränkt fort, bis er an das Zelt des Sultans kam, da stieg er ab, band sein Pferd an einen Baum und trat ritterlich hinein. Der Sultan saß in großer Majestät auf einem Stuhle, welcher köstlich und mit golddurchwirkten Tüchern behängt und geziert war, so daß man mit dem Schmucke dieses Zeltes ein ganzes Fürstenthum hätte bezahlen können. Um den Sultan saßen im Kreise sechszehn Könige. Florens war erstaunt über die Pracht und Macht, welche sich vor seinen Blicken aufthat, doch faßte er sich bald, zog den Helm ab, um verständlicher reden zu können, und sprach mit männlichem Stolz zu dem Sultan: „Der Gott, welcher von dem Himmel herabgekommen ist und an dem Kreuze den Tod für die Menschen gelitten hat, der ist es, welcher dem frommen Könige Dagobert täglich mehr Macht und Stärke verleiht und alle seine Feinde zerstören will, zuvörderst Dich, Sultan und König von Babylon; es sei denn, daß Du den Befehl des Königs von Frankreich hören wollest, welcher also lautet: Du sollst vor allen Dingen vor seiner königlichen Krone erscheinen und von ihr Gnade erbitten, weil Du den Frevel gewagt hast, über Meer in unser Land zu kommen. Thust Du dieses nicht, so kehrest Du mit Deinem Volke nimmermehr in die Heimath, Dein Haupt muß Dir von den Schultern gehauen werden. Hiernach magst Du Dich richten, und welche Antwort Du zu geben hast, das weißt Du jetzt!“ Ueber diese verwegene Rede

war der Sultan fast von Sinnen gekommen; darum ergriff er ein scharfes Messer und warf dasselbe nach Florens. Doch dieser wich dem Wurfe behend aus und das Messer fuhr drei Finger tief in einen Pfosten, an welchem das Zelt gespannt war. Florens war über diesen Wurf nicht wenig verdrossen, doch auch den Sultan reute alsbald was er gethan hatte, weil Florens als ein Bote vor seinen Augen war. Darum sagte er: „Bei dem Gotte Mahomets, der die Welt erschaffen hat, wenn Du kein Bote wärest, so müßte Dein Leib in Stücke gehauen werden. So aber soll Dir nichts geschehen und habe ich mich mit dem Wurf übereilt. Doch es soll Dein Schade nicht sein. Nimm diesen Beutel mit vierhundert Dukaten, kehre zurück zu Deinem Könige Dagobert und sag ihm meine Antwort: Wenn er unsern Gott Mahomets nicht anbeten und ihm dienen will, so werde ich nicht übers Meer zurückkehren und mein Herz wird keine Ruhe haben, bis ich ihn getödtet und das Land mir unterthänig gemacht habe.“ — Als der Sultan aber seine Rede geendet hatte, da trat seine Tochter Marcebilla von schönen Jungfrauen geleitet in das Zelt und grüßte ihren Vater freundlich mit tiefer Beugung. Der Sultan, sammt den Königen die bei ihm saßen, stand auf und empfing seine Tochter gar gnädig. Darauf mußte sie zu ihrem Vater auf das Polster sitzen und er mit allen Fürsten erfreute sich ihres holden Gespräches und ihrer unaussprechlichen Schönheit. Sie war in ein Gewand von karmoisinrothem Sammet gekleidet, welches mit goldnen Blumen durchsäet und mit Perlen und Edelsteinen herrlich gestickt war; so daß ihre Gestalt durch das ganze Zelt einen lichten Schein warf. Als Florens sie sah, da verlor er Kraft und Besinnung, und als Marcebillas Auge auf ihn fiel, da wich alle Farbe von ihrem Antlitz, denn sie hatte ihn sogleich wieder erkannt. Doch blickte sie Florens mit lieblichen Augen an und begann mit verstellten Worten zu ihm zu sprechen: „Sag an,

Du Christenmann, kennst Du nicht einen Ritter an dem Hofe des Königs von Frankreich, welcher in einem rostigen Harnisch den Riesenkönig vor den Mauern von Paris zu Tode geschlagen hat? Mein Verlangen ihn zu sehen ist groß; fürwahr nicht aus Liebe, die ich zu ihm trage; sondern wenn ich ihn in meiner Gewalt hätte, zur selben Stunde müßte er verbrannt werden, weil er mir meinen Buhlen, den Riesenkönig, erschlagen hat!“ Unter diesen Reden aber blickte sie den Ritter verstohlen so lieblich an, daß er daraus gar wohl den geheimen Sinn ihrer Rede entnehmen konnte, und unter großem Seufzen fuhr sie fort: „O daß ich jenen Ritter, welcher mein Räuber ist, hier hätte; er müßte meinem täglichen Seufzen ein Ende machen. Ich leide große Qual von dem Kusse, welchen er mir gegeben hat. Daß ich nicht Rache an ihm nehmen kann, das bringt mir große Pein!“ Der Sultan und die Könige verstanden ihre Rede nicht, aber Florens verstand sie gar wohl. Daher erwiderte er mit Ehrerbietung: „Ja, gnädigste Fürstin, ich kenne jenen Ritter sehr wohl. Er ist meiner Länge und hat meinen Gang, im Rennen und Stechen kann man uns nicht unterscheiden, so gleich sind unsre Gebärden. Auch ist er ein getreuer Mehrer der Christenheit und Zerstörer der Abgötterei; und wenn ihm Leides von Euch geschähe, so thätet Ihr ihm sehr unrecht, denn ich weiß, daß er Euch von Herzen zugethan ist. Zum Zeichen führt der Ritter auf seinem Helm den rechten Aermel, den er Euch entrissen hat, als Ihr mit ihm zu Pferde saßet, damit Ihr stets an ihn gedenket, wo Ihr ihn auch in der Schlachtordnung erblicken möget.“ Nun erkannte die Jungfrau Marcebilla erst recht gewiß, daß es der Ritter Florens war, der mit ihr sprach, und hätte gern noch länger mit ihm geredet, wenn sie sich nicht vor ihrem Vater gefürchtet hätte. Florens aber neigte sich, ging aus dem Zelt und setzte sich auf sein Roß. Dann aber rief er zum Zelt hinein noch dem Sultan zu: „Ich fahre dießmal wie-

der davon; aber Du hast unredlich nach mir mit dem Messer geworfen. Darum sei Dir gesagt, in kurzer Zeit soll es Dich reuen; Dein Leben steht auf der Spitze meines Speers!'' — ,,Was sagst Du, schändlicher Bube, rief der Sultan; Du gibst Dich für einen Boten aus und verräthst Dich durch schnöde Drohworte!'' Und mit lauter Stimme rief er: ,,Lieben Könige und Herren, schlaget den Schelm zu Tode!'' Als dieß die Türken und Heiden vernahmen, rannten sie dem Ritter nach mit Bogen und Pfeilen, schossen nach ihm und wollten ihn umbringen. Florens aber wendete sein Pferd, zog sein Schwert und schlug unter sie, daß bald zwei Könige todt auf dem Boden lagen und drei andre Heiden lahm gehauen wurden. Doch ward ihm sein Roß verwundet und er erwehrte sich ihrer mit Mühe. Dreihundert waren hinter ihm drein; der Vorderste war der König Alamphatin, der hoffte den Ritter gewiß zu treffen und rief: ,,Halt stille, Du Bastard, denn von meiner Hand mußt Du sterben!'' Florens aber, welcher um ein Stück voraus war, wendete sich und sah, daß der König allein ihm gefolgt war. Alsbald legte er seinen Speer ein, sein Gegner war auch gerüstet und so rannten sie ohne viele Worte ritterlich gegen einander und trafen Beide so gut, daß ihre Speere in Stücken sprangen und himmelauf flogen. Florens betrübte sich, daß er keinen Speer mehr hatte; doch zückten Beide eilig ihre Schwerter und stritten ritterlich. Endlich gelang dem Florens ein Streich, daß er dem König durch den Helm in die Hirnschale hieb und ihm das Haupt zerspaltete, daß er vom Rosse stürzte. Da hielt sich Florens nicht weiter auf, sondern tauschte nur des Königs gesundes Pferd gegen sein wundes. Auf jenem rannte er nun so schnell er vermochte der Stadt Paris zu. Sein wundes Pferd wollte ihn aber doch nicht verlassen, sondern lief ihm nach unausgesetzt bis zum Thore. Als die Heiden zu dem Platze kamen, auf welchem der König Alamphatin todt in seinem Blute lag, da

trugen sie großes Leid um denselben und mochte Keiner den Florens weiter verfolgen, denn er hatte ihnen einen großen Vorsprung abgewonnen. Sie nahmen den todten König und trugen ihn nach heidnischer Sitte unter lautem Wehklagen nach dem Lager. Darauf meldeten sie dem Sultan Alles, was mit dem Boten geschehen war, und daß er auf des erschlagenen Königs Rosse davon geritten sei, welches mehr Silbers werth sei als es wiege. Wie dieß der Sultan hörte, wurde er ganz rasend, lief mit einem Prügel nach seinem Götzen, schlug ihm vier harte Streiche auf den Kopf und schrie: „O du böser Gott Mahomets, Du bist keines todten Hundes werth, daß Du den Bastard entrinnen und den König, meinen Freund und Bruder, hast erschlagen lassen!“ Darauf versammelte er alles Volk, zeigte ihm an, wie viel Schaden Florens angerichtet habe, und sprach: „Freunde, rüstet Euch Alle zur Wehr, denn die Stadt Paris muß zerstöret werden. Achtzig tausend Mann will ich hinschicken, und kommen der König Dagobert und sein Bote in meine Gewalt, so müssen sie eines grausamen Todes sterben.“ Wie die Jungfrau Marcebilla aus der Rede ihres Vaters vernahm, daß der König Alamphatin umgekommen, dem Florens aber kein Leid widerfahren sei, freute sie sich und bat den Gott Mahomets, daß er ihn ferner beschirmen möge. Indeß die Türken sich rüsteten, war Florens wohlbehalten an das Thor von Paris gelangt, und als er hineinritt, grüßte er den Thorwächter freundlich, schenkte ihm das wunde Roß und sprach: „Es schadet nicht, daß es wund ist; es wird bald wieder heil sein und dann ist es immer noch funfzig Kronen werth.“ Der Thorwächter bog sein Knie und dankte ihm mit demüthigen Worten: „So oft Ihr kommt, lieber Herr, sprach er, soll Euch das Thor von mir willig aufgethan werden!“ Von Stund an verbreitete sich auch die Kunde in der Stadt, daß Florens wiedergekommen sei, dessen Jung und Alt froh wurden, denn man hatte ihn

schon mit Schmerzen vermißt. Florens ritt wieder durch die langen Gassen zurück zu dem Palaste des Königs Dagobert, und wurde von diesem so freundlich empfangen, wie er es verdiente.

Florens streitet wider die Heiden und sieht die Jungfrau Marcebilla abermals. Clemens raubt das Roß Pontifer.

Der Sultan that wie er geschworen hatte, indem er all sein Kriegsvolk vor Paris schickte, um es aufs Härteste zu belagern. Es lagen die Heiden auf drei Seiten vor der Stadt, hatten den Bauern das Vieh weggetrieben, die Dörfer verbrannt und die armen Leute todtgeschlagen. Dagegen hatte auch der König Dagobert alle seine Leute zur Schlachtordnung aufgeboten und Florens war der Erste, welcher trefflich bewaffnet auf des Königs Alamphatin Rosse sitzend sich einstellte. So zogen die Franzosen muthig aus der Stadt und hatten zusammen einen Eid geschworen, daß Keiner von des Andern Seite weichen wolle. Sie griffen die Heiden im Sturm an und war kein Christenfürst, welcher nicht ritterlich in den Kampf gegangen wäre. Vor Allen aber war der König von Frankreich ein muthiger Kämpfer; alle Streiche, die er schlug, saßen fest, sei es auf Mann oder Roß. Auch Kaiser Octavianus wollte nicht säumen, er rannte mit seinem Speer durch die Heiden, machte großen Raum und leerte manchen Sattel. Der Herzog von Oestreich, der König von Spanien und andere Fürsten brachten viele Feinde ums Leben. Keiner aber war über Florens; vor dem mochte kein feindlicher Held Stand halten, sondern sie flohen, wie er nur gegen sie rannte. Dennoch wollten die Heiden nicht abziehen, sondern schlugen sich also männlich um den Sieg, daß zuletzt König Dagobert von ihnen umringt ward. Da traf ihn manch harter Streich, doch sein Harnisch war gut und er fehlte ihrer auch nicht. Zuletzt ward sein Roß unter ihm erstochen und als er auf der Erde war, da schlug er wie ein Löwe um sich. Als er je-

doch endlich müde ward, rief er zuletzt in der höchsten Noth: „Ach Gott und du heiliger Dionysius!“ Diesen Ruf hörte Florens, welcher nicht weit von dem Könige war, erkannte des Königs Stimme und drang so gut er vermochte zu ihm, indem er eine weite Gasse vor sich her machte. Der Erste, den er zu Boden stach, war der König von Persien; dessen Roß nahm er und setzte den König von Frankreich darauf, sprechend: „Seid unerschrocken, Herr, wir wollen unsere Feinde bald dämpfen!“ Nun fing die Schlacht erst recht von Neuem an und wurde auf beiden Seiten viel Blut vergossen. Endlich hielten die Heiden den Anlauf nicht länger aus, sondern fingen an zu fliehen, und Florens mit den Fürsten setzten ihnen nach auf zwei Meilen Weges und erstachen auf der Flucht über fünftausend Heiden. Mancher lag lahm gehauen, mancher halbtodt vor der Stadt Paris; Aecker und Wiesen waren mit Todten bedeckt und das Blut floß in Bächen. Am Ende waren von den Heiden an dreißig tausend erschlagen. Der König Dagobert mit seinem Volke zog wieder ein in Paris und lobte Gott, während die Heiden in das Lager von Dampmartin zu ihrem Sultan zogen und ihm klagten, was geschehen war. Da sprach der Sultan: „Bei unserm Gotte, der Tod unsers Volkes darf nicht ohne Rache bleiben; seid zum Streite gerüstet; vierzig tausend tapfere Streiter vermag ich noch; die müssen zum zweitenmale die Stadt belagern!“ Dann rief er sieben Könige, die ihm übrig waren, und übergab ihnen dieses Heer; dabei schwur er, daß, wenn er den Boten bekäme, so wolle er ihn durch vier starke Pferde in Stücke reißen lassen. Diese Drohung hörte die Jungfrau Marcebilla wohl und betete ins Geheim zu ihrem Gotte, daß er den Ritter nicht in die Hände ihres Vaters möge kommen lassen; zum Sultan aber sprach sie: „Möchte uns doch der Lotterbube zur Beute werden, denn er hat mir den Riesenkönig umgebracht! Darum, Vater, wenn Ihr meinem

Rathe folgen wolltet, so glaube ich zu vermögen, ihn in Eure Gewalt zu bringen!" — „Wie sollte das möglich sein, liebe Tochter?" fragte sie der Sultan. — „Ich will es Euch sagen, erwiderte die Jungfrau. Lasset mich mit meinen Gespielinnen sammt Zelten und Rüstung mit den sieben Königen vor Paris ziehen, dann will ich am Gestade des Seineufers mein Lager aufschlagen. Sobald nun jener Bösewicht meine Ankunft erfahren hat, wird er zu mir kommen, das weiß ich gewiß. Dann sollen ihn meine Ritter in Stücke reißen und sein Haupt Euch zum Geschenke bringen." — „Wohl geredet, schöne Tochter, sprach der Sultan; Eurem Rathe soll in allen Stücken gefolgt werden!" — Nun zogen die Heiden nochmals mit vierzigtausend Mann vor Paris, schrieen und heulten, daß die ganze Gegend erzitterte. Die in der Stadt waren aber gefaßt, liefen auf die Mauer, schossen Pfeile und warfen Steine auf die anstürmenden Heiden. Am Ufer des Seineflusses hatte Marcebilla ihr Lager aufgeschlagen und spähte umher, ob sie den Florens erblickte. Dieser wußte nicht von ihr, war zu Hause, rüstete sich eilends und wollte aus der Stadt unter die Heiden fahren. Da kam ein edler, ihm vertrauter Ritter zu ihm und sprach: „Wisset, edler Ritter Florens, die Prinzessin, welche Euch so wohl gefällt, hat sammt ihren Jungfrauen ihr Lager am Ufer des Flusses errichtet." Da ward Florens von Liebe entzündet und sprach: „Morgen, lieber Ritter, erhaltet Ihr zum Lohn für diese Nachricht eine Rüstung!" — und so entließ er ihn. Am nächsten Tage ließ Florens den Ritter waffnen, rüstete sich selbst und machte sich dann mit ihm unverweilt auf den Weg nach der Seine. Da erblickte Florens in der Ferne seine geliebte Marcebilla und auch sie erkannte ihren Ritter, denn an dem Helm trug er den Aermel, den er ihr einst genommen hatte. Blut und Farbe verließ sie bei diesem Anblick und ihre Jungfrauen fragten sie ängstlich, was ihr wäre. Da sagte sie ihnen abermals die Ursache und ihre

Gespielinnen riefen einstimmig: „Wir wollen Euch nicht verrathen; rufet ihn nur getrost herbei. Wir Alle wollen Leib und Leben für Euch lassen; darum seid guter Dinge, denn so Ihr noch bei ihm in Huld seid, wird er von selbst kommen, so aber die Liebe in ihm verblichen ist, hilft all Euer Trauern nicht.“ Nachdem sich die Jungfrau Marcebilla lange bedacht hatte, sandte sie endlich dem edlen Florens eine ihrer Freundinnen entgegen, die ihn von ihrer Nähe unterrichten sollte. Wie aber Florens die Botin nur von ferne erblickte, da hatte er keine Ruhe mehr, sprang mit Helm und Harnisch angethan zu Roß in den Seinefluß, durchschwamm ihn und war bald auf dem andern Ufer, wo die Zelte der Jungfrauen standen. Hier wandelte Marcebilla am Gestade und begrüßte, wie sie ihn sah, ihren Geliebten mit holder Gebärde und sprach: „Gelobt sei mein Gott, daß er Euch zu mir hierher geführt hat! Welche Gefahr habt Ihr ausgestanden! Ihr habt mir zu Liebe den Wellen getrotzt!“ — „Schöne Jungfrau, erwiderte Florens, die Liebe zu Euch hat mich durch das Wasser getragen; wenn Euer Angesicht mich bescheinet, so kann mir nichts mißlingen!“ — „Lieber Ritter, sprach Marcebilla, wie große Schmerzen habe ich um unserer Liebe willen erduldet; jetzt aber, wo Euer Licht mir leuchtet, bin ich gesund geworden.“ Hierauf reichte sie ihm die Hand und führte ihn in ihr Zelt. Dort löste der Ritter Helm und Harnisch und gab der Jungfrau einen Kuß um den andern. Da bekehrte sie der Ritter zum wahren Glauben, so daß sie den Gott Mahomets abschwur, wogegen ihr der Ritter gelobte sie von hinnen zu bringen. Darauf sprach Florens: „Hierzu weiß ich keinen andern Weg, geliebte Jungfrau, als daß ich Euren Vater, den König von Babylon, zum Gefangenen mache; alsdann müßt auch Ihr mir sicher zu Theil werden.“ — „Geliebter Ritter Florens, entgegnete Marcebilla, kein Mensch auf Erden vermag meinen Vater zu fangen; er müßte

denn von seinem guten Rosse Pontifer verlassen werden, das er nicht um die halbe Welt hingäbe. Dasselbe ist schnell wie der Wind und so stark, daß es zwei Reiter auf einmal in den Kampf zu tragen vermag. Durch das Wasser schwimmt es wie ein Fisch durchs Meer; seines Gleichen ist niemals gesehen worden.'' Florens ward von Verlangen nach dem Rosse entzündet und fragte eilig: „Was für eine Farbe hat das Roß Pontifer?'' — „Es ist ganz weiß, erwiderte die Jungfrau, den Kopf trägt es allzeit aufrecht wie ein Löwe, mitten auf seiner Stirn hat es aber ein scharfes spitzes Horn, wie ein Scheermesser so scharf, und was es damit trifft, das muß Alles zu Grunde gehen.'' — Nun war fast eine Stunde vergangen mit Beider Gespräch, und Florens sagte: „Es ist Zeit, Geliebte, daß ich von Euch scheide. Aber mich verlangt zu wissen, wann ich Euch nach Paris bringen darf.'' — „Ich will Euch eine List angeben, sprach Marcebilla, vielleicht dient sie mich fortzuschaffen. Wenn es dazu kommt, daß mein Vater dem Könige von Frankreich eine Schlacht liefert, was nicht mehr lange anstehen kann, und wenn nun alles Volk im Kampfe durch einander eilt, dann verlieret Euch, sobald Ihr meinen Vater am ernstlichsten kämpfen sehet, aus dem Streite und begebet Euch, aber ja recht unbemerkt, zu mir. Mein Vater ahnet wohl unsre Liebe, aber er glaubt nicht an sie, weil wir zweierlei Götter haben. Würde er ihrer gewiß, so glaubet mir, vier und fünfzigtausend Mann würden ihm nicht zu viel sein, mich zu hüten. Habet also wohl Acht, daß Ihr von Niemand gesehen werdet. Ehe Ihr aber in die Schlacht reitet, bestellt ein Schiff, und sobald die Schlacht anfängt, soll der Fährmann nicht säumen das Schiff zu mir heraufzuführen. In dasselbe will ich meinen Schatz und alle meine Kleinodien tragen lassen, dann will ich mit meinen Jungfrauen und mit Euch mich auf das Schiff setzen und so wollen wir nach Paris fahren. Dies ist das Mittel, wie Ihr

mich hinwegbringen könnet.“ Florens freute sich über den sinnreichen Einfall seiner Geliebten. „Ihr habt den rechten Weg gefunden, rief er, ich will ihm nachkommen!“ Darauf drückten sie Lippen an Lippen und Herz an Herz; dann legte Florens den Panzer wieder an und befahl seine Geliebte in den Schutz des allmächtigen Gottes. „O Du Leben meines jungen Lebens! antwortete ihm Marcebilla, ich weiß nicht, wann ich Dich wiedersehen werde, aber laß mein Herz in dem Deinen beschlossen sein. Keinem Manne will ich unterthänig sein als Dir!“ — So schied Florens, schwamm wieder über das Wasser und fand dort den Ritter, der mit ihm gezogen war und seiner wartete. Kaum waren sie zusammengekommen, als Florens einen Türken sah, welcher muthig daher geritten kam und unter großem Geschrei mit ihm zu kämpfen begehrte. Florens war nicht säumig; er legte den Speer ein und rannte auf den Türken, daß er zu Boden fiel und ein Bein zerbrach. „Geschwind, sprach Florens zu seinem Begleiter, setzet Euch auf des Heiden Pferd; es ist viel stärker als das Eure, so kommen wir schneller davon. Aber kaum war dies geschehen, so sahen sich die Beiden von einer wilden Heidenschaar umgeben. Doch schlugen sie sich ritterlich mit ihren scharfen Schwertern, daß die Heiden wie der Schnee niederfallen mußten. Da erstach auch der andere Ritter den Admiral von Persien, daß ihm das Eingeweide, als er vom Pferde sank, auf die Erde fiel; und so schlugen sie sich endlich durch und gelangten fröhlich nach Paris. Dem Könige Dagobert war bald hinterbracht worden, was der Ritter Florens unternommen hatte. Da beschickte er ihn und fragte ihn: „Nun, Florens, saget an, was macht die Jungfrau Marcebilla? Wahrlich, Ihr traget eine große Gunst zu ihr, daß Euch das Seinewasser nicht zu kalt zum Bade war. Um ihretwillen werdet Ihr, däucht mir, noch manchen Heiden daniederstrecken!“ Da sprach Florens mit lachendem Munde:

„Ja, es möchte so geschehen, mein Herr und König, denn meine Hoffnung auf Erden stehet allein zu ihr.“ Und nun beurlaubte sich Florens mit gebogenem Knie von dem König Dagobert und ritt zu seinem Pflegevater Clemens. Diesem erzählte er als ein guter Sohn Alles, was sich begeben hatte, und verschwieg ihm seine Liebe zu Marcebilla nicht, und wie er sie mit ihrem Willen bald nach Paris bringen werde. Auch berichtete er ihm von dem köstlichen Pferde, Pontifer genannt, und dessen sonderlichen Eigenschaften. „Was hat das Roß für Farbe?“ fragte Clemens. — „Es ist ganz weiß wie ein Schwan, sagte Florens, und an der Stirn hat es ein langes Horn, scharf wie ein Scheermesser.“ — „Um Gott, sprach Clemens, da ist es wohl ungezäumt und furchtbar anzufassen? — aber ich will schon seiner Meister werden.“ Florens mußte lachen und hielt des alten Mannes Rede für einen Scherz. Aber Clemens ließ sich von seinem Weibe den Pilgermantel und Hut reichen, womit er am heiligen Grabe gewesen war. Er warf den Mantel zur Hälfte über sich und machte sein Angesicht mit einer Salbe schwarz wie eine Kohle; einen kohlschwarzen langen Bart hatte er schon vorher. So entstellt sah er einem Heiden nicht unähnlich, und wer ihn sah, dem kam das Lachen an. Darnach nahm Clemens seinen Pilgerstab in die Hand und sprach zu Florens und zu seiner Hausfrau: „Nun gehabet Euch wohl mit einander; ich will nicht wiederkehren, ich habe denn das köstliche Roß Pontifer gewonnen!“ Das ganze Hausgesinde hatte seine Freude darüber, daß der alte Mann noch so leichtsinnig war; doch glaubten sie nicht, daß es ihm gerathen würde. Und so hinkte er davon. — Es dauerte nicht lange, so kam der alte Clemens unter die Heiden, und er grüßte Jeden, dem er begegnete, treuherzig bei dem Gotte Mahomets. Clemens verstand nämlich die heidnische Sprache ganz gut, weil er lange über Meer gewesen war, und die Heiden dankten ihm wieder

beim Gotte Mahomets, denn sie dachten, er sei ein heidnischer Pilgersmann. So kam er ungefährdet bis Dampmartin, wo der Sultan sein Lager hatte. Er hatte aber zuvor wohl bedacht, was er mit dem Sultan reden wollte. Wie er nun in das königliche Zelt trat, zog er seinen Hut demüthiglich ab, grüßte den Sultan und sprach: „Der Gott Mahomets, welcher Tag und Nacht geschaffen hat und den Bäumen und allen Kräutern Blüthe gibt, wolle den großmächtigen Sultan von Babylon segnen! Großmüthiger König, um Eurer Majestät willen bin ich diesen weiten Weg gereist und mit großer Mühe in Euer Lager aus der fernen Heimath gekommen, etwas zu schaffen, das meinem Herrn angenehm wäre.“ Dieser dankte dem alten Clemens und sprach: „Sag an, mein Pilger, wie lebt man in unsrem Lande? Sagt man davon, welch großen Schaden ich erlitten habe? Ich habe manchen Heiden verloren, vor allen den Riesenkönig; darüber werde ich noch zornig! Aber er soll gerächt werden, bei Mahomet! Nun sag an, Pilger, was bringst Du Neues?“ — „Allergnädigster Herr, sagte Clemens, ich will es Euch nicht vorenthalten: als ich aus unsrem Lande zog, betete Jedermann zum Gotte Mahomets, daß er es Euch nicht mißlingen lassen möge, sondern Euch die Macht gebe, Frankreich zu verderben und Euch glücklich wieder heimbringe.“ Der Sultan sprach: „Wohl, ich will nicht weichen, Frankreich sei denn zuvor verloren. Aber sage mir, Pilger, was ist Deine Hantierung?“ Clemens antwortete ihm: „Herr, ich bin ein erfahrener Meister über alle Pferde; kein Pferd ist so groß oder wild, von dem ich nicht sagen könnte, wie alt es ist und wie lange es noch leben wird; es wäre denn, daß ich nicht darauf zu sitzen käme; aber sobald ich darauf sitze, so kann ich es Euch sagen.“ — „Du bist wahrlich ein geschickter Meister, sagte der Sultan darauf, und ich freue mich Deiner Ankunft. Denn ich habe ein Roß, das mir sehr lieb ist, das sollst Du mir besehen,

denn es gibt seines Gleichen nicht auf Erden.“ — „Großmächtiger König, sagte Clemens, so gewiß ich Euch täglich gehorsam bin, so gewiß will ich Euch die Wahrheit über des Rosses Leben sagen, sobald ich auf seinem Rücken sitze.“ — Da gebot der Sultan, daß man eilig sein Pferd vor ihn bringen sollte. Dieses war mit zwei silbernen Ketten angelegt und mit einem Zaum von schönem rothen Sammt aufgezäumt, darin lag ein Gebiß von reinem Silber und silberne Spangen daran. Auf der Seite war das Gebiß köstlich mit Gold eingelegt und mit manchem edlen Steine besetzt. So wurde das Roß Pontifer vor den Sultan geführt und von ihm und allem Volke mit Lust betrachtet. Als Clemens das Roß ansah, ward er im Herzen betrübt; besonders das scharfe Horn an der Stirne wollte ihm gar nicht gefallen, und überhaupt war das Pferd übermächtig und furchtbar anzusehen. Da kehrte sich Clemens um, neigte sein Haupt und den Pilgerstab und rief den wahren Gott ernstlich an, daß er ihm sein Vorhaben gelingen lassen möge. „Nun, alter Vater, sprach der Sultan vergnügt, wie gefällt Dir das Pferd? Sage mir etwas von seiner Art und Tugend!“ — „Ja, Herr Sultan, sagte Clemens, sobald ich darauf sitze; eher kann ich es nicht anzeigen!“ — Der Sultan sprach: „Nun so lege Sporen an, und man sattle Dir das Roß!“ So wurde das Pferd Pontifer gesattelt, die Steigbügel sorgfältig umgehängt und das Thier in seiner köstlichen Ausrüstung vor den Sultan geführt. Je länger dieser das Pferd ansah, desto größere Freude hatte er an ihm und sagte zu seinen Fürsten: „Habt Ihr auch Euer Lebtage ein so schönes und starkes Thier gesehen? Es ist wohl werth, daß es der Alte beschaue!“ und nun befahl er dem Clemens aufzusitzen. Dieser warf Pilgermantel und Hut vor dem Sultan auf die Erde, legte sich die Sporen an, und wollte, seinen Pilgerstab in der Hand, das Roß besteigen; dieses aber stellte sich sehr ungebärdig, als es

einen fremden Reiter auf den Rücken nehmen sollte; es schlug ihn mit den Hinterfüßen so hart, daß er zwei Ellen weit rückwärts gestreckt ward. Da hätte einer den Sultan und sein Volk sollen lachen sehen! Man mußte dem Alten wieder aufhelfen; als er aber wieder auf seinen Füßen stand, lachte auch er unter Weinen, gab dem Roß ein paar Streiche mit seinem Stab, nahm es am Zaum und führte es so lange im Kreise herum, bis es ihm gelang, sich hinaufzuschwingen. So wie er die Füße im Bügel, den Zaum fest in den Händen hielt, sprach er vom Pferde herab zum Sultan: „Fürsichtiger Sultan von Babylon, Euch sei mein Pilgermantel und Hut um das Roß Pontifer geschenkt, und damit Gott befohlen, denn ich will den nächsten Weg nach Paris reiten!“ — Mit diesen Worten gab Clemens dem Roß beide Sporen, da hub es an zu laufen, nicht anders als wie ein Vogel durch die Lüfte zieht. Jetzt erst merkte der Sultan, daß er schmählich um sein Pferd betrogen sei, und fiel vor Zorn und Schrecken wie todt zu Boden. Als er wieder zur Besinnung kam, versprach er dem, der es ereilen würde, hundert Mark Silbers. Da jagten ihm Viele nach, aber es war vergebens: ehe sie nur auf ihre Pferde kamen, war Clemens schon weit davon und pries seinen Gott, daß er ihm so glücklich davon geholfen. Zuletzt kamen sie ihm näher, und er sah von weitem den Staub in den Lüften. Da eilte er nur um so mehr und wäre noch zu rechter Zeit in die Stadt gekommen, wenn das Thor nicht verschlossen gewesen wäre. Nun waren aber die Heiden so nahe, daß er schon ihre Flüche vernehmen konnte. Clemens schrie kläglich nach dem Thorwärter: „Ach, thut mir doch das Thor auf, ich habe des Sultans gutes Roß. Wenn Ihr mich nicht gleich einlasset, muß ich sterben!“ Zum Glück hörte Florens, der eben auf der Mauer war, seines Vaters Stimme und ließ ihm das Thor öffnen. Nun schlüpfte er hinein, aber die Türken waren so nahe, daß sie ihn um ein Kleines

noch erwischt hätten. Das Thor ward hinter ihm zugeschlossen; Clemens ritt vor seinen Sohn, stieg ab und sprach: „Hier ist das köstliche Roß Pontifer, das meine Kunst dem Sultan abgewonnen; Dir sei es geschenkt, mein Sohn Florens!" Darüber verwunderte sich Florens und dankte seinem Vater von Herzen. Er schwang sich auf das herrliche Roß und tummelte es auf einem offenen Platze der Stadt vor vielen Zuschauern, darunter mancher Herr und Edler war. König Dagobert und Kaiser Octavianus kamen auch herbei und hatten auch ihre Lust an dem Rosse Pontifer. Als Florens sah, daß dem Könige das Pferd besonders in die Augen leuchtete, stieg er ab, faßte es beim Zaum und führte es dem König als ein Geschenk zu. Dafür schenkte der König Dagobert dem Ritter Florens zwei Herrschaften mit schönen Schlössern in seinem Lande, und Clemens ging auch nicht leer aus für seine Arbeit. In Paris wurde ein herrliches Fest gehalten; aber der Sultan von Babylon zerschlug seine Götzen im Grimm und beschloß Paris zum drittenmal zu belagern.

Florens entführt die Jungfrau Marcebilla, fällt aber sammt dem Kaiser Octavianus den Heiden in die Hände.

Bald lagen die Heiden Zelt an Zelt vor der Stadt. Auf des Sultans hohem Gezelte stand ein Adler, der war vom feinsten Gold und kehrte seinen Schnabel der Stadt Paris entgegen, als wollte der Sultan damit ihre Zerstörung andeuten. Diesmal rüsteten sich die Feinde zum Sturm, und mehr denn zwölftausend Heiden zogen mit Aexten, Hellebarden und langen Spießen heran. Aber auch Ritterschaft und Volk in Paris waren wohl gerüstet, und das Thor that sich auf, das Christenheer hinauszulassen. Das Erste, was der Sultan erblickte, war sein gutes Roß Pontifer, auf welchem der König Dagobert vor allem Volke daher ritt. Darüber kam er vor Wuth fast von

Sinnen, und rannte mit solchem Grimm auf den König ein, daß er ihn fast durchbohrt hätte. Doch schirmte Gott den guten König; denn das Speereisen sprang auf seinem Harnisch ab, so daß der Sultan voll Zornes wurde. Nun legte auch Dagobert seinen Speer ein und rannte gegen den Sultan mit solcher Stärke, daß dieser wohl empfand, mit wem er es zu thun hatte. Ehe es aber zum vollen Zweikampfe kam, verwundete des Sultans eigenes Roß diesen mit seinem scharfen Horne so schwer, daß er von seinem Pferde herab und zu Boden sank. Dagobert zog sein Schwert und wollte dem Gefallenen das Haupt abschlagen, aber fünfhundert Heiden kamen ihrem Sultan zu Hilfe, wehrten die Streiche von ihm ab und halfen ihm wieder auf das Pferd. Nun wurde das Schlachtgetümmel erst recht allgemein. — Da gedachte Florens an Marcebillas Rath, schlich sich, nachdem er aufs Tapferste gestritten, heimlich aus der Schlacht ordnung und begab sich in den Rücken der Stadt Paris, wo ein trefflich bestelltes Schiff seiner wartete, so daß er bald zu seiner Geliebten kam, welche sein sehnlich harrte. Sie fielen einander um den Hals und küßten sich mehr denn hundertmal. Derweil wurde alles Gut und Kleinod der Fürstin auf das Schiff gebracht, und Florens und Marcebilla sammt allen ihren Jungfrauen säumten nicht lange, sondern traten in das Schiff und fuhren auf Paris zu. Gar froh und kurzweilig saßen die Zwei bei einander und eins erzählte dem andern die Schmerzen, die sie erduldet hatten, bis sie zusammengekommen. Auch unterrichtete Florens die Jungfrau im christlichen Glauben. Die Zeit verflog ihnen, und es fuhren die Schiffsleute eilig, so daß sie bald in der Stadt ankamen. Dort führte Florens seine Geliebte mit ihren Jungfrauen in das Haus seines Vaters Clemens, und bestellte ihr zwanzig Edelknaben, die ihrer warten sollten, dann führte er sie in ihre Kammer und nahm Urlaub von ihr, um die Schlacht zu vollbringen. Marcebilla aber befahl ihn mit gro-

ßem Seufzen dem wahren, allmächtigen Gotte, denn von dem Gotte Mahomets wollte sie nichts mehr hören. — Florens ritt indessen mit großen Freuden wieder in die Schlacht, und war leichten Sinnes, als einer, der seine Beute schon empfangen und in der Kammer geborgen hatte. Im Treffen begegnete er bald einem Könige, der auch damals bei dem Sultan gesessen, als Florens die Botschaft ausrichtete, den rannte er mit sammt seinem Pferde zu Boden, daß er das Genick brach. Dann stürzte er sich immer tiefer in die Haufen und brachte viele Heiden um, bis er zu tief unter sie kam und zuletzt umringt wurde. Da vergalt ihm König Dagobert und kam ihm zu Hilfe. Auf einer andern Seite des Schlachtfeldes rannten der Kaiser Octavianus und der Sultan gegen einander; der Speer des Kaisers prallte an dem Harnisch des Sultans ab und dieser schrie seinem Heidenvolk zu: „Wird der schändliche Verräther nicht

von Euch gefangen, so bin ich Euch nimmermehr günstig!“ Nun drangen alle Heiden auf den Kaiser ein; sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erstochen; da ward er sehr traurig, wollte sich aber dennoch nicht gefangen geben, sondern brachte noch manchen Heiden um. Aber jetzt konnte er sich nicht länger mehr wehren; sein Helm war zerschlagen, sein Leib verwundet und all sein Volk war ferne von ihm. Nur Florens ersah des Kaisers Noth im wüsten Getümmel, eilte zu ihm und verließ ihn nicht, und keiner seiner Streiche fehlte. Als die Heiden den Schaden empfanden, da wollte jeder den Todesstreich auf Florens führen; sein Roß ward unter ihm erstochen, daß er auf die Erde fiel. Doch erhob er sich bald wieder und focht wie ein grimmiger Löwe. Zuletzt aber wurden sie müde und mußten sich beide, der Kaiser und Florens, den Heiden gefangen geben, und so wurden diese Zwei vor den Sultan geführt und seiner Gewalt überantwortet. Der grimmige Sultan gebot, sie hart zu binden und abzuführen in sein Gezelt. Florens war sehr betrübt; er dachte nur an die schöne Marcebilla, und wiewohl er sich des Lebens ganz verzieh, so betete er doch heimlich zu Gott um Errettung. Eben so that auch der Kaiser Octavianus. Die Heiden aber schnürten sie so fest, daß die Stricke hart in das Fleisch gingen. So kamen sie in Banden zu des Sultans Zelt. — Vergebens suchte der König Dagobert in der Schlacht nach seinen beiden Freunden; Niemand wußte von ihnen zu sagen. Da ward er traurig und ergrimmt und schwur die Heiden zu verderben. Aber ihrer waren zehn gegen einen Christen, so daß die Franzosen immer härter ins Gedränge kamen und es nahe an der Flucht war. Dagobert stellte sich an die Spitze der Seinigen und die Krone Frankreichs funkelte auf seinem Haupte. Er betete und schrie gen Himmel: „Heiliger Dionys! Schirme die Krone Frankreichs, daß sie nicht vertilget werde!“ In dieser Noth sandte Gott den Christen eine wunderbare Hilfe. Denn er

stellte den Heiden ein Blendwerk vor die Augen, als wenn bei Montmartre in das Lager der Christen ein fremdes Volk den Franzosen zu Hilfe gekommen wäre, alle mit weißen Kleidern angethan, ihrer mehr denn zwanzigtausend. Der König Dagobert aber hörte eine Stimme vom Himmel: „König von Frankreich, sei unverzagt, die weißen Ritter werden Dir zu Hilfe kommen.“ Jetzt faßte sich Dagobert wieder ein Herz und rief den Seinen zu, sie sollten tapfer auf die Heiden schlagen, damit sie des Streites müde würden. Zugleich rückten die weißen Ritter, die Gott gesandt hatte, von hinten gegen die Schlachtordnung der Feinde an, und der Anblick dieser neuen Heerschaaren verwirrte ihre Reihen, daß sie sich in Unordnung zusammendrängten und an zweitausend von den Franzosen erschlagen wurden. Dieser Streit gefiel dem Sultan nicht wohl. „Verwünscht sei die Stunde, sagte er zu seinem Volke, wo ich nach Frankreich gekommen bin! Laßt uns fliehen, die weißen Ritter werden uns Alle umbringen!“ So kehrten die Türken um und ergriffen die Flucht. Da schlugen die Franzosen unter sie, daß Aecker und Wiesen mit Leichnamen bedeckt wurden und ein gleiches Gemetzel in Frankreich noch nicht gesehen worden war. Noch auf der Flucht erhielt der Sultan die Nachricht, daß seine Tochter Marcebilla gen Paris geführt worden sei. Da brach er in ein lautes Jammergeschrei aus; und als er in sein Zelt gekommen war, trat er mit dem Schwert vor seinen Götzen, der da stand herrlich mit Gold und Silber geschmückt, und hieb ihm das Haupt ab und steckte es in einen Sack. Man wußte nicht, ob es aus Zorn geschah, oder um es vor den verfolgenden Christen zu retten. Zugleich sprach er: „Liebe Herren und gute Freunde, es wird wahrlich Noth thun, daß wir uns bald von hinnen machen; sehet zu, daß die zwei gefangenen Bösewichter wohl verwahrt werden, führet sie über das Meer mit in unser Land. Kein Silber und kein Gold, ja nicht das Gut aller Welt nehme

ich für sie. Vier Pferde sollen sie unter den Galgen schleifen, dort will ich sie selbst in Stücke hauen.“ Octavianus und Florens wurden bald inne, was man mit ihnen vorhabe. Schimpflich mit Seilen und Stricken gebunden, wurden sie von dem fliehenden Heere der Heiden mit fortgeführt. Bei Dagobert und seinen Schaaren war laute Klage um sie, denn Niemand wußte, wo sie hingekommen waren.

Lion kommt in Jerusalem zu Ehren und ziehet auch gegen die Heiden.

Nachdem, wie gemeldet worden, die verstoßene Kaiserin zu Jerusalem bei dem redlichen Edelmann Herberge gemacht hatte, nahm sich derselbe ihres Sohnes Leo an und erzog ihn ritterlich. Alle Welt hatte den Knaben lieb, er wurde mannlich und stark und war schön und wohl erzogen. Seiner Mutter erwies er große Ehre und treuen Gehorsam, darum ward er von Jedermann gepriesen. Es geschah aber um diese Zeit, daß der türkische Kaiser wider den König von Akron Krieg führte und mächtig zu Felde lag. Von ungefähr kam der junge Fürst Leo an den Hof dieses Königes und begehrte in seine Dienste zu treten. Der schöne und starke Jüngling gefiel dem Könige, ward willig angenommen und erhielt einen guten Harnisch sammt voller Rüstung zum Geschenke. Die treue Löwin, nach welcher der Knabe war geheißen worden, war nimmer von ihm gewichen, und so zog sie auch mit ihm in diesen Krieg. Als die beiden Heerhaufen zusammenkamen, schlugen sie sich ritterlich. Leo focht mitten unter den Heiden und seine Löwin half ihm streiten; er erschlug und sie erwürgte viele Feinde. Zuletzt, es kurz zu sagen, flohen die Feinde. Der türkische Kaiser wurde gefangen und ihm das Haupt abgeschlagen. Der König von Akron, der die Heldenthaten des jungen Leo mit angesehen hatte, ließ ihn rufen und fragte nach seiner Geburt. Der Jüngling erzählte dem Könige was er von seiner Mutter gehört hatte.

Sogleich wurde nach der Mutter gesandt, welche bald vor des Königes Angesicht erschien. Da sprach der König zu ihr: „Würdige Frau, ist's Euch nicht zuwider, so sagt mir, von welchem Geschlecht Ihr seid.“ Da sprach die Kaiserin: „Herr König, mein Gemahl ist Octavianus, der Kaiser zu Rom.“ Und damit erzählte sie ihre Verfolgung und ihr ganzes Geschick. Als der König dieses vernahm, ward er erstaunt und betrübt, und sprach: „Wahrlich, erlauchte Frau! Ihr habt Unrecht gethan, daß Ihr so manches Jahr in meinem Lande gewohnt habt, ohne es mir zu wissen zu thun. Gewiß, ich hätte Euch nicht so lange im Elende gelassen. Nun aber seid fröhlich; was ich habe und vermag, das will ich mit Euch theilen!“ Die Kaiserin dankte dem Könige von Herzen, und während sie mit einander redeten, kam Leo zu dem Könige und sprach zu ihm: „Unüberwindlicher König, meine Bitte an Euch lautet, daß Ihr mir Eure Gnade zuwenden und mich aus Euren Diensten entlassen wollet. Ihr wisset durch mich und meine Mutter, wie unschuldig ich enterbt worden bin. Darum ist mein Vorhaben, zu dem Könige von Frankreich über Meer zu fahren. Er ist ein Freund des Kaisers, und ich habe das Zutrauen zu ihm, daß er seinen Einfluß darauf verwenden wird, meine Mutter in ihre Würde und ihre Ehre wieder einzusetzen.“ Der König antwortete dem Jünglinge Leo: „Eure Bitte ist ganz billig und soll Euch gewähret werden schon um der großen Hilfe willen, die Ihr mir gegen die Türken geleistet habt. Deswegen sollt Ihr auch von mir eine ehrliche Summe Goldes zum Geschenk erhalten und tausend gewappnete und wohlgerüstete Ritter, die Ihr von dem Gelde ernähren möget.“ Die Kaiserin und ihr Sohn dankten dem Könige von Akron aus gerührtem Herzen, machten sich mit ihren Rittern auf, ritten durch das Land und fuhren über das Meer. Sie langten in kurzer Zeit in der Lombardei an. Dort begegnete ihnen ein junger Ritter, der aus Frankreich gebürtig war. Die-

sen grüßte der Jüngling Leo und sprach: „Lieber Freund, zürnet nicht, ich muß Euch eins fragen. Aus Eurer Kleidung ersehe ich, daß Ihr aus Frankreich gebürtig seid.“ Der Ritter antwortete: „Wahrlich, Ihr habt recht gesehen. Es sind noch nicht vier Tage vergangen, daß ich in der Stadt Paris bei dem Könige war.“ Als Leo dies hörte, fragte er ihn, ob der König Dagobert zu Paris Hof halte und wie es ihm gehe, ob er frisch und gesund sei.“ Der Ritter sah den Leo an und sprach: „Fürwahr, Herr, ich glaube, Ihr spottet mein mit Eurer Frage! Wißt Ihr denn nicht, daß die Heiden in Frankreich eingefallen sind und fast das ganze Land verwüstet haben? Obgleich große Fürsten und Herren dem Könige zu Hilfe kamen, so konnten sie den Heiden doch nicht genug widerstehen, denn sie waren mehr als zweimalhunderttausend Mann stark. Ich glaube deswegen, eine gute Belohnung könnte Euch nicht fehlen, wenn Ihr dem bedrängten Könige mit Euren Reisigen zu Hilfe ziehen wolltet, denn alle seine Bundesgenossen müssen vor den Heiden weichen.“ Die Kaiserin und ihr Sohn dankten dem Ritter für seine Nachricht und Leo sprach zu seinen Rittern: „Seid wohlgemuth, liebe Freunde! das Glück trifft uns, daß wir in den Sold des Königes von Frankreich kommen.“ Und zu seiner Mutter: „Seid fröhlich, liebe Frau Mutter, in kurzer Zeit sollt Ihr zu Rom als gewaltige Kaiserin gekrönt werden!“ Sie waren noch nicht lange unterwegs, als die Kaiserin von ferne eine große Staubwolke sich erheben sah, wie sie von Kriegsleuten und Rossen kommt. „Lieben Freunde, sprach sie zu ihrem Sohn und seinen Rittern, das dürften wohl die Heiden sein, von denen uns gesagt ist, daß sie das ganze Frankreich verderbt haben. Laßt uns schnell eine Schlachtordnung bilden, damit Ihr, wenn es von Nöthen ist, ritterlich wider sie streiten möget.“ Dies thaten die Ritter, und noch waren sie nicht weit geritten, als sie auf viele tausend

Türken und Heiden zu Roß und zu Fuße stießen. Unter ihnen befand sich auch der Sultan; er war mit seinem ganzen Volke, nach jener dritten Schlacht vor Paris, auf der Flucht und im Begriffe nach Babylon zurückzukehren. Auch führten sie zwei Gefangene hart gebunden mit sich, der eine war der Kaiser Octavianus, der andere der Ritter Florens; sie waren wie Jagdhunde mit Stricken zusammengeknebelt und wurden schimpflich mit Prügeln getrieben. Beide sprachen klagend einer zu dem andern: „O frommer König Dagobert, Gott wolle Deiner pflegen, denn Du und wir werden einander nimmer sehen, aber doch sei Gott gelobt, daß die Heiden von uns Christen überwunden sind!“ Auf der andern Seite führte der Sultan große Klage wegen seiner Tochter Marcebilla, die von den Franzosen nach Paris entführt worden war. — Inzwischen rückte Leo mit seinen Rittern so nahe auf die Heiden, daß er erkannte, welch ein Volk es wäre, und sah, daß sie auf der Flucht und noch ganz müde und athemlos waren. Auch sah er den Sultan, der zwar das königliche Diadem auf dem Haupte trug, aber so traurig aussah, nicht als ob er von einem Schmause aus Frankreich käme. Darum sprach Leo zu den Seinigen: „Seid unerschrocken! es sind die Heiden, die gegen das Christenblut toben! Seht, dort führen sie zwei vornehme Gefangene; die werden hart von ihnen geschlagen! Es sind Fürsten; laßt sehen, wo es hinaus will!“ Seine Genossen erklärten sich bereit in Allem seinem Willen zu folgen. Die Löwin aber, die immer bei dem edlen Jünglinge Leo war, begann mit ihren Klauen in der Erde zu scharren, als wollte sie andeuten, daß sie bereit sei zu kämpfen und unter den Heiden zu wüthen. Davon gewann die ganze Ritterschaar ein fröhliches Herz. „Seid getrost, rief der Jüngling seiner Mutter zu, wir wollen sie so empfangen, daß ihrer Keiner am Leben bleibe außer ihre zwei Gefangenen!“ Mit diesen Worten führte er sie an einen sichern Platz, bis das

Treffen vorüber wäre. Dann fiel er mit seinen Rittern unter die Heiden, die keines Anfalls gewärtig waren, und erschlug ihrer in kurzer Zeit die Hälfte derselben. Auch die ungeheure Löwin machte eine weite Gasse um sich und zerriß manchen Türken und Heiden. Und als sie gar von einem Feinde wund geschlagen worden war, wurde sie noch viel grimmiger und stürzte so tief unter sie, daß sie endlich den Sultan erreichte, ihn mit großem Ungestüm anfiel und zu Boden warf. Ja, sie hätte ihn in Stücken gerissen, wenn nicht Leo dazu gekommen wäre. Dieser merkte bald an Tracht und Haltung des Niedergeworfenen, daß er ein Oberster der Heiden sei, und wehrte der Wuth des Thieres. Doch stellte er sich, als wollte er dem zu Boden Liegenden das Haupt abschlagen, bis der Sultan um Gnade flehte, sein Schwert als Gefangener darreichte, großen Tribut zu bezahlen versprach, und am Ende gar seinen heidnischen Glauben abschwur. Darüber war Leo sehr erfreut und sagte ihm sein Leben zu. Doch wurde er hart gebunden und so an einem Strick vor die Kaiserin geführt. Inzwischen hatten die edlen Ritter und die Löwin auch die übrigen Heiden vollends erlegt, so daß nur wenige einzeln entkommen waren.

Kaiser Octavianus erkennet seine Gemahlin und seine Söhne. Florens wird mit Marcebilla vermählt.

Die Schlacht war vorüber und Alle ruhten vom heißen Kampf aus. Da trat Leo zu den beiden Gefangenen, dem Kaiser und Florens, und sprach: „Liebe Herren, sagt mir die Wahrheit, von wannen Ihr stammt, denn ich bins, der Euch erlösen will.“ Der Kaiser freute sich und antwortete: „Wir wollen Euch die Wahrheit nicht verhehlen, werther Ritter: ich bin der römische Kaiser und werde Octavianus genannt, und dieser mein Genosse hier heißt Florens und ist wahrlich ein rechter Held. Wir sind von den Heiden während der Schlacht gefangen worden, und jetzt wollen wir gern

Bayerische Staatsbibliothek München

Eure Gefangenen sein und ganz nach Eurem Willen thun. Aber wenn es Euch gefällt, so überliefert uns nur dem Könige Dagobert von Frankreich, der wird Euch so begaben, daß Ihr nimmermehr in Armuth kommen möget." Als der Jüngling Leo diese Rede hörte, konnte er vor großer Freude nicht mehr reden, denn er erkannte in dem Kaiser seinen leiblichen Vater. Darum lobte er Gott, daß er ihn auf diese Weise seinen Vater hatte fangen lassen und fragte den Kaiser: „Mein lieber Herr! saget mir, habt Ihr jemals eine Gemahlin gehabt?" — „Ja, lieber Freund, erwiederte Octavianus, von ihretwegen bin ich der allertraurigste Mensch auf Erden. Ich glaube gewiß, daß alles Uebel und alle Schande, die ich bis auf diesen Tag erlitten habe, meiner Sünden Schuld ist, weil ich an meiner unschuldigen Gemahlin so freventlich gehandelt habe." — „Was habt Ihr denn Unbilliges an ihr gethan?" fragte Leo, als wüßte er von nichts. — „Ach, erwiederte der Kaiser, die Frau war fromm gegen mich und Jedermann und ich hatte sie auch lieb. Aber durch eine große Verrätherei, welche gegen sie erdacht wurde, habe ich sie aus meinem Lande verbannt und ins Elend geschickt. Aber wahrlich, es hat mich seitdem bitter gereut, und ich habe keine gute Stunde mehr gehabt von jenem Augenblick an." Es erzählte aber der Kaiser dem Jünglinge Leo alles Stück für Stück, was sich mit seiner Gemahlin begeben; da fragte dieser noch weiter: „Lieber Herr und Kaiser, wie heißt denn Euer Genosse?" — „Dieser, sprach Octavianus, wird Florens genannt, wie ich Euch schon gesagt habe; aber es ist wunderbar, meiner Lebtage habe ich keine zwei Männer gesehen, die einander von Antlitz und Gebärde so ähnlich sehen wie Ihr. Man sollte meinen, daß Ihr leibliche Brüder seid!" — Kaum konnte sich Leo länger halten: „Herr Kaiser, sprach er, wenn Eurer Majestät Gemahlin Euch vor die Augen gestellt wird, vermeinet Ihr sie zu erkennen?" — „Fürwahr, sehr wohl, erwiederte der Kaiser; aber, Gott erbarms, ich bin wohl sicher,

daß ich sie nie mehr sehen werde." Da nahm Leo den Kaiser bei der Hand und sprach zu ihm: „Folget mir nach, beide Herren!" Und nun führte er sie dem Orte zu, wo er seine Mutter vor der Schlacht geborgen hatte. Sobald die Kaiserin von ferne ihren Gemahl sah, erkannte sie ihn, und als sie ihn ansah, mußte sie vor Freuden weinen. Wie nun alle Drei vor sie gekommen waren, sprach Leo zu dem Kaiser: „Lieber Herr! sehet diese Frau an, ob es nicht die sei, die Ihr, wie Ihr mir gesagt, aus Eurem Lande verbannt und verstoßen habt?" Octavianus durfte die edle Frau nicht lange ansehen; er erkannte sie alsbald, empfing sie mit weinenden Augen und nahm sie in seine Arme. Sie selbst fiel dem Kaiser, ihrem Herrn und lieben Gemahl, dessen sie so lange beraubt gewesen war, unter lautem Schluchzen um den Hals und küßte ihn mit liebevollem Seufzen mehr denn hundertmal. Da mochte man große Freude sehen. Der Kaiser bat sie voll Scham um Verzeihung; er erzählte ihr Alles, was sich mit seiner Mutter begeben, und sagte ihr feierlich zu, daß er ihr in Kurzem zu Rom die Kaiserkrone auf das Haupt setzen wolle. Dann fragte der Kaiser die fromme Frau weiter, ob der Jüngling Leo, der ihn gefangen und erlöst habe, ihr Sohn sei? „So wahr wir hier beisammen stehen, ist er Euer und mein Sohn, sagte sie; Gott hat es gefügt, daß er ein so beherzter Mann geworden ist. Aber wegen meines andern Sohnes bin ich sehr bekümmert; denn ich habe ihn elendiglich verloren!" Der Kaiser fiel seinem Sohne Leo um den Hals und gab ihm vor großer Liebe einen Kuß um den andern. Die Kaiserin aber sah nur immer den Ritter Florens an und fragte ihn: „Lieber junger Ritter, sagt mir, von wannen seid Ihr? Denn wahrlich, Ihr und mein lieber Sohn Leo seid einander gar ähnlich von Angesicht und Gebärden!" Florens sprach: „Gnädige Frau, wo ich geboren bin, weiß ich nicht; das aber weiß ich wohl, daß mich ein Bürger zu Paris gütig erzogen hat. Dieser sprach zu mir bald, er habe mich gezeugt, bald, er habe

mich am Meeresgestade gekauft.“ Die Kaiserin fing an zu erkennen, daß Florens ihr anderer Sohn sein müsse; ihr Blut kam in heiße Regung und sie sprach schnell: „Junger Ritter, ich glaube, daß ich Euch unter dem Herzen getragen habe, daß ich Eure Mutter und der Kaiser Euer Vater sei. Gott gebe, daß der Bürger von Paris Euch gefunden oder gekauft habe. Doch, um die Wahrheit zu erfahren, laßt uns mit einander zu König Dagobert nach Paris ziehen!“ Alle waren in großer Freude und Erwartung, und so rückte der ganze Heerhaufe, Kaiser Octavianus und die Kaiserin, Florens und Leo, sammt allen Rittern nach Paris. Doch war die glückliche Botschaft von der Erlösung des Kaisers und des Ritters noch vorher bei König Dagobert angelangt. Der dankte Gott mit heller Stimme, denn er hatte sie für todt verloren gegeben. Auch Marcebilla erhielt einen Brief von ihrem Geliebten, und wußte nicht, wie sie vor Freuden sich gebärden sollte. Und bald darauf kamen Alle mit einander an, und der König mit allen Rittern und Edlen war ihnen vor das Thor entgegen gezogen. Da mußte vor allen Uebrigen Marcebilla ihren Florens umhalsen und küssen; aber reden konnte sie nicht zu ihm. Alles Blut war ihr vor großer Freude zu dem Herzen gelaufen. Als sie wieder zu sich kam, sprach sie: „Ach du Trost meines Lebens, sei willkommen; warum hast Du mich so lange verlassen?“ Florens aber sprach nichts, sondern küßte sie nur. Und nun ritten sie Alle, Kaiser Octavianus und seine Söhne Florens und Leo und die fromme Kaiserin mit dem ganzen Gefolge ein in Paris. — Hier wurde der Sultan von dem jungen Fürsten Leo sogleich dem König Dagobert ausgeliefert. Aber ihm geschah kein Leid. An einem und demselben Tage wurden er und seine Tochter Marcebilla durch den Bischof von Paris getauft und der edle Florens mit seiner Geliebten zur Kirche geführt und vermählt. Es war eine gute Ehe, denn die Geschichte meldet, daß sie mit keinem Worte je gegen einander gezürnt haben. Dem Sultan wies der

König von Frankreich eine eigne Landschaft an, doch mußte er seine Wohnung an dem Hofe des Königs haben. Der Christenglaube machte ihn fromm und sanft und durch seinen hohen Geist wurde er des Königs oberster Rath in allen wichtigen Dingen. — Jetzt schickte König Dagobert auch zu dem Bürger Clemens, welcher den Fürsten Florens so lange erzogen hatte. Dieser war gar wohlgemuth, daß sein Pflegesohn wieder erlöst worden war. Als aber König Dagobert die Drei, den Kaiser Octavianus, den Ritter Florens und den jungen Leo ernstlich ins Auge faßte, da konnte er nach langem Anschaun nicht mehr zweifeln, daß beide Jünglinge Brüder seien und Octavianus beider Brüder Vater sei. Daher rief er den guten Clemens nahe zu sich und sprach: „Clemens, höret mir zu, ich habe etwas mit Euch zu reden. Bei dem Eide, den Ihr mir als guter Unterthan zugeschworen habt, sagt mir, ist der Jüngling Euer leiblicher Sohn?“ Clemens erschrak vor dem Ernste des Königs und erzählte wie er den Knaben erkauft habe, ohne einen einzigen Umstand zu verschweigen. Sobald die Kaiserin die Rede vernahm, rief sie: „Ja, es ist wahrlich mein Sohn; er ist mir in dem wilden Walde gestohlen worden!“ Sie lief auf Florens zu und küßte ihn klopfenden Herzens. Dem Kaiser, als er seine liebe Gemahlin und die Kinder wieder gefunden hatte, gingen die Augen über. Der König von Frankreich nahte sich ihm und bezeigte ihm seine große Freude. Da sprach Kaiser Octavianus: „Ja, es ist eine große Gottesgabe, die mir armen Sünder zu Theil geworden ist, darum nehmet es nicht übel auf, lieber König und Bruder, wenn ich mit meinem Weib und meinen Söhnen wieder nach Rom ziehe.“ Aber Dagobert bat ihn ernstlich, ihm doch seinen lieben Sohn Florens zu lassen, weil er ihn mit einer Landschaft in Frankreich begaben wolle, so daß der Kaiser es nicht abschlagen konnte. Die Abreise des Kaisers stand wohl noch zehn Tage an, während welcher der König mit seinen Großen allerlei Festlichkeiten anstellte. Am eilften Tage

verließ der Kaiser die Stadt Paris, und der König, Florens und sämmtliche Ritter gaben ihm das Geleite. Die Römer empfingen den Kaiser Octavianus köstlich, und als der Kaiser in seiner Stadt angekommen war, setzte er der Kaiserin eine köstliche Krone auf das Haupt und die fromme Frau vergaß ihres vorigen Leides und wurde hoch erfreut. — Darnach fragte der Kaiser, wo seine Mutter sei. Das Hofgesinde sprach: „Eure Mutter ist während Eurer Abwesenheit gestorben, aber fast unchristlich. Vor ihrem Ende ist sie taub und wahnsinnig geworden und wollte alle Leute lebendig auffressen. Zuletzt mußte man sie an eine starke Kette legen; so trug sie die Schuld ihrer Sünden, bis sie ihren Geist aufgab." Der Kaiser war froh, daß er seine Mutter nicht bestrafen durfte. Er wandte sich zu fröhlicheren Dingen und schlug seinen lieben Sohn Leo zum Ritter, und alles Volk hatte große Freude.

Leo turnieret in Spanien und gewinnt des Königs Tochter Rosamunde.

Da begab es sich, daß der König von Spanien ein Turnier ausschrieb an alle Könige und Fürstenhöfe, also, daß, wo ein tapferer Ritter wäre, der seine Kraft und Mannheit versuchen wollte, derselbe sich in der spanischen Stadt Valencia einfinden sollte: da würde ein Jeder seines Gleichen finden. Als dies vor die Ohren des edlen Ritters Leo kam, säumte er nicht lange. Er gebot einigen seiner Ritter, sich auf das Turnier zu rüsten, erbat sich von seinem Vater die Erlaubniß zu reisen und zog mit zweihundert wohlgewaffneten Rittern nach Valencia. Hier blieben sie acht Tage stille liegen und ruhten, bis alle Ritterschaft zusammengekommen war. Dann ließ der König von Spanien einen schönen Turnierplatz zurichten und öffentlich ausrufen: Wo ein Ritter wäre, der turnieren möchte um einen Kranz, den des Königs Tochter Rosamunde selbst gewunden, der solle sich des andern Tags zu guter Zeit auf den Platz verfügen. — Als der Ritter Leo dieses hörte, konnte er kaum

erwarten, bis die Sonne aufging, und ließ sich schon vor Tag seine Rüstung bringen. Diese war gut und schön gefertigt: vorn auf der Brust war sie mit feinem arabischen Golde zusammengeschmelzt und mit viel köstlichen Edelsteinen besetzt. Auf seinem Helm führte er einen Löwen aus klarem Golde, der trug ein Wickelkind im Rachen. Sobald er nebst allen seinen Begleitern fertig war, begab er sich den nächsten Weg auf den Kampfplatz. Hier fand er manchen kühnen Ritter; doch war keiner so wohl gerüstet wie er, daher wurde er auch von allen Anwesenden mit Neugierde betrachtet. Wie nun die Zeit kam, daß man zusammentreffen sollte, theilten sich die Ritter in zwei Haufen; aber Leos Begleiter trennten sich nicht von ihrem Herrn; sie legten ihre Lanzen ein und rannten alleweg mit ihm, und das so gewaltig, daß mancher von den Gegnern den Sattel räumen mußte. Auch Leo säumte nicht, und warf Alle zu Boden, die ihm vorkamen. Die Königstochter Rosamunde lag auf den Zinnen mit ihren Jungfrauen und schaute dem Kampfe zu. Wie sie nun den Jüngling so ritterlich streiten sah, hätte sie gern gewußt, wer der Ritter sei, der einen goldenen Löwen auf dem Helme hatte. Nachdem nun das Turnier vorüber war, das bei fünf Stunden gewährt hatte, und Jedermann wieder in seine Herberge gezogen war, auch Leo sich wieder entwaffnet hatte, begab er sich mit seiner Gesellschaft sofort zu dem Könige von Spanien und wurde von diesem gar höflich empfangen. Und als es Zeit war zu Tische zu sitzen und alle Ritterschaft zugegen war; siehe, da trat Rosamunde mit ihren Jungfrauen in den Saal, köstlich geziert. Auf dem Haupte trug sie eine goldene Krone und auf der Krone das Kränzlein. Und als sie in dem Königssaale vor ihrem Vater stand, hub dieser an und sprach: „Liebe Herren und Ritter, der Kranz, der dem Tapfersten unter Euch gehört, ist hier vor Euch. Fragt Ihr aber, wer der sei, so ist mein Bedünken, daß der Ritter, der einen goldnen Löwen auf dem Helme führt, der

würdigste sei, ihn zu tragen. Welcher nun derselbe ist, der melde sich, daß ihm die gebührende Ehre geschehe." Leo stand hinten in der Tiefe unter den andern Rittern, und scheute sich, selbst seinen Namen zu nennen. Als aber der König immer ernstlicher nach dem Ritter fragte, trat einer von Leos Genossen hervor, deutete auf den Fürsten und sprach: „Hier stehet der, nach dem Ihr fraget." So mußte Leo hervortreten und sich dem Könige zeigen. Die schöne Rosamunde nahm den Kranz von ihrem Haupte und setzte ihn dem Jüngling Leo mit den Worten auf: „Edler Ritter, dieses Kränzlein mögt Ihr wohl in Ehren tragen, denn Ihr habt wahrlich ritterlich gefochten!" Leo dankte ihr mit einer tiefen Verbeugung und trat wieder zurück zu seinen Kampfgenossen. Alsdann begann das Mahl und der Jüngling wurde neben Rosamunde gesetzt. Die Beiden vergaßen aber des Essens und vertrieben die ganze Zeit mit freundlichem Gespräche, und unter ihren Worten entzündete sich das unauslöschliche Feuer der Liebe, so daß sie am Ende verstummten und keines mit dem andern mehr reden konnte, sondern daß sie nur Seufzer ausstießen. Der alte König von Spanien merkte dieses; er fragte deswegen heimlich: wer denn der Ritter Leo wäre? Als ihm darauf die Antwort geworden, daß er des römischen Kaisers Octavianus Sohn sei, verwunderte sich der König dessen und war im Herzen sehr darüber erfreut. So wie man von der Tafel aufgestanden war, führte er seine Tochter Rosamunde und den Ritter Leo in seine Kammer und sprach zu diesem: „Lieber Herr und guter Freund, wir haben wohl vermerkt, daß Ihr und meine Tochter große Liebe zusammen traget. Wenn es Euch nun beliebt, so will ich Euch meine Tochter zum ehlichen Gemahl geben." Er antwortete: „Gnädigster Herr, ich bin allezeit geneigt, Euren königlichen Willen zu thun, wievielmehr diesesmal!" Auf solches zog der König seinen eigenen Ring von der Hand und verlobte Leo mit Rosamunde; und bald darauf wurde eine köstliche

Hochzeit gehalten, worauf der Ritter Urlaub nahm und mit seiner jungen Gemahlin und den zweihundert Rittern wieder nach Rom fuhr, wo er von seinem Vater, dem Kaiser, gar wohl empfangen wurde.

Florens wird ein König in England und regiert weislich bis an seinen Tod.

Florens hatte dem Könige von Frankreich drei Jahre lang gedient, und war nun schon ein Jahr drüber bei ihm, seitdem sein Vater wieder zu Rom hauste; da kamen im vierten Jahre die Großen von England zu dem König Dagobert und beklagten sich, daß ihr König gestorben sei und keinen Erben hinterlassen habe, der die Krone übernehmen könne. Sie baten ihn mit Ernst, er möchte ihnen einen König wählen, der sie regiere und wider ihre Feinde beschirme. Darauf sprach Dagobert: „Bei der Treue, die ich Gott schuldig bin, ich wüßte keinen auf Erden, der dies füglicher sein könnte als Florens, welcher ein Sohn des römischen Kaisers Octavianus ist. Denn wenn nicht erstlich Gott und dann Er gewesen wäre, so hätten die Ungläubigen mein Land erobert. Darum, liebe Herren, einen bessern Rath kann ich Euch nicht geben.“ Die englischen Fürsten waren dieses Raths sehr zufrieden, denn sie hatten von Florens, seinen Tugenden und männlichen Thaten schon Vieles reden hören. Dagobert meldete seinem Freunde Florens die Sache und dieser nahm das Königreich mit gutem Willen an. So ward er im Triumph in das Münster des heiligen Dionys geführt und vom Könige Dagobert zu einem König in England gekrönt. — Als nun Florens nach England zog, wollte er seinen lieben Pflegevater Clemens, dessen Hausfrau und seinen vermeinten Bruder Claudius nicht hinter sich lassen, sondern sie mußten alle Drei mit ihm nach England ziehen. So machten sie sich auf, zogen durch Brabant, setzten sich auf das Meer und schifften gen England; und bald waren sie in der Hauptstadt London. Hier

wurden Florens und Marcebilla sammt dem Könige Dagobert, der ihn begleitet hatte, von England feierlich empfangen. Dem Florens wurde das Gesetz von England vorgelesen, dasselbe zu halten, wie es einem frommen Könige gebührt; und Florens that einen willigen Schwur. Dagegen segnete König Dagobert sie Alle und schied von dannen. Der König Florens, dem Gott allezeit beistand, regierte sein Volk weislich und es gehorchte ihm in Ehrfurcht und Liebe. Auch wurde ihm und seiner Gemahlin Marcebilla ein schöner Sohn bescheert, welchen sie Wilhelm nannten. Dieser wuchs in allen Tugenden auf und wurde von allen Menschen in Ehren gehalten. Nach langen Jahren starben Florens und seine geliebte Marcebilla kurz nach einander, und Wilhelm ward zum König in England gekrönt. Auch dieser hielt gut Recht, achtete den Armen wie den Reichen und war seinem Volke sehr lieb. — Dieses ist die Geschichte vom Kaiser Octavianus und seinen zwei Söhnen.

In allen Buchhandlungen sind nachstehende **Volksbücher** zu haben:

Geschichte von **Griseldis** und dem **Markgrafen Walther.** Nebst einigen andern Beispielen treuer Liebe. 2 Gr.

Alte und neue **Lieder in Leid und Lust.** (Enthält 50 ausgezeichnet schöne Lieder.) 2 Gr.

Geschichte von der **edlen und schönen Melusina,** welche ein Meerwunder und des Königs Helmas Tochter war. 2 Gr.

Der **Schildbürger** wunderseltsame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeschriebene Geschichten und Thaten. 2 Gr.

Geschichte von der **schönen Magelone** und dem **Ritter Peter** mit den silbernen Schlüsseln. 2 Gr.

Die Geschichte von den **sieben Schwaben.** 2 Gr.

Jedes dieser Volksbücher ist mit schönen Holzschnitten gezieret und wird für

2 Groschen

verkauft.

Außer den umstehend angezeigten erscheinen noch folgende Volksbücher:

Die **Haimonskinder**, **Fortunatus**, **Herzog Ernst**, **Riesengeschichte**, **Heinrich der Löwe**, der **hörnene Siegfried**, **Helena**, **Genoveva**, **Hirlanda**, die **sieben weisen Meister**, Dr. **Faust**, das **Schloß in der Höhle Xaxa**, **Joachim und Anna**, **Eulenspiegel**, **Salomon und Markolf**, — **Fierrabras**, **Tristan und Isalde**, **Pontus**, — **Heldenlieder**, **Trinklieder**, **Kriegslieder**, — **Märchen**, **Fabeln** u. s. w.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München

L. Metzger
Buchbinderei
Karmeliterstr 4